Reichenberg und die Musen.

Ein Weckruf.

Reichenberg.
Im Selbstverlage von Ernst Polaczek.
1891.

Reichenberg und die Musen.

Ein Weckruf.

Reichenberg.
Im Selbstverlage von Ernst Polaczek.
1891.

Druck von Gebrüder Stiepel in Reichenberg.

Sine ira et studio.

Vorwort.

Nichts zu unsern Gunsten wollen wir in diesem Vorworte sagen, einzig und allein unsere Anonymität soll es begründen Der Character dieser Schrift ist keineswegs ein streithafter. Hinter dem geschlossenen Visier verbergen sich keine Schützen, die aus tückischem Hinterhalte ihre Pfeile entsenden. Unbeeinflusst von Vorliebe oder Abneigung haben wir uns bemüht, die in unserer Vaterstadt herrschenden Missstände in Sachen der Kunst und Literatur aufzudecken und den Weg zur Besserung, zur Gesundung in den Hauptlinien anzudeuten. Ungenannt und unbekannt treten wir vor das Publicum. Was wir wollen, das sagt unsere Schrift deutlich genug, wie wir es wollen, ehrlich und ohne Eigennutz, ohne selbstische Absicht, wird der ruhig und frei denkende Beurtheiler bald erkannt haben.

Möge das Werk, wie es abgefasst ist, auch aufgenommen und beurtheilt werden: sine ira et studio — ohne Zorn und Parteieifer. Möge es eine Anregung sein zu thatkräftigem Eingreifen, zu erfolgreicher Umkehr.

Reichenberg, im September 1891.

Die Verfasser.

I.

Unser sociales Leben gleicht dem Hexenkessel in Goethes „Faust“; überall gährt und brodelt es. Der Geist des zwanzigsten Jahrhunderts pocht dröhnend an die Pforten und erschüttert manches Gebäude, an dem frühere Jahrhunderte gläubig und vertrauend gearbeitet haben. Manch stolzer Palast, auf den bis heute mit Genugthuung und Befriedigung hingewiesen wurde, zeigt klaffende Risse, die kein Cement, kein Mörtel zu verdecken imstande ist. So wird wohl die Morgenröthe der neuen Zeit viele Trümmerhaufen bestrahlen, an vielen Orten wird Schutt anzutreffen sein, wo heute noch den Betrachter das erhebende Gefühl durchzieht, dass Menschenhände solch ein Werk zu schaffen vermocht. Was Menschenhände bauten, können Menschenhände stürzen, und fürwahr, es mangelt nicht an geschäftigen Händen, die eifrig nach Axt und Beil greifen, um alles zu beseitigen, was außen zwar glänzend, innen aber haltlos, leer und verfault erscheint. Wohin immer unsere prüfenden Blicke schauen: überall leidenschaftliches Bemühen, radicales Streben.

Auf volkswirtschaftlichem Gebiete donnert der Kampf zwischen Arbeit und Capital, zwischen bodenlosem Elend und schrankenloser Üppigkeit an unser Ohr. Auf der einen Seite die Enterbten, Declassierten, die gleich den Plebejern des alten Rom ihr gramerfülltes sine missione nascimur — ohne Urlaub sind wir geboren — rufen, die aus ihrem Menschsein das Recht ableiten, als Menschen zu gelten, ein menschenwürdiges Dasein zu führen, — auf der anderen Seite die vornehmen Patrizier, die von ihren erbgesessenen Vorrechten nur nach dem zähesten Kampfe Schritt für Schritt zurückweichen. Der Kampf ist losgebrochen; wie er ausgehen wird, ist nicht sehr fraglich. Der endliche Sieg wird ja doch nur auf jener Seite sein, wo die nach Millionen zählende Volkskraft kämpft, die aus dem unerschöpflichen Borne ihres Rechtsbewusstseins stets neuen Muth schöpft, ihren Streitern stets neue Kraft zuführt. Wer kann da noch zweifeln?

Auf politischem Gebiete ein gleiches Schauspiel, nein, ein noch grimmigerer Kampf. Wo drei Männer beisammen sind, herrschen vier Meinungen. Ja, wohl sind sie alle deutsch, allein nicht das Was, das Wie nur gilt. Der Index, den der Mann führt, er ist es, der ihn macht, nicht sein Wert als Mann. Liberal im weiteren und engeren Sinne, national in den verschiedensten Abstufungen, clerical mit den mannigfaltigsten Verclausulierungen, antisemitisch in den vielfachsten Schattierungen: ein ebenso farbenprächtiges wie trostloses Bild. Sicher ist es kein Fehler, wenn die Meinungen aufeinanderplatzen, wenn die Gesinnungen durch gegenseitige Aussprache geklärt, geläutert werden, allein Hand aufs Herz, ist es noch ein Kampf der Principien, den wir führen, befehden wir Grundsätze? Nein, und abermals nein! Es ist ein Kampf der Personen, ein Streit, dessen trüber Beweggrund Ehrgeiz, dessen Leitmotiv das liebe, so bescheidene und doch so selbstsüchtige Ich ist. Der Heroen-Cultus des Thomas Carlyle steht in voller Blüte. Nie gab es eine Zeit, wo die Verherrlichung der Person so in den Vordergrund trat wie heute; unsere politischen Verhältnisse in Österreich geben den besten Beweis für diese Behauptung. Der „helmbuschumflatterte" Plener, der „vergötterte" Lueger, die „zaubergewaltige Erscheinung" Verganis, der „Abgott" Liechtenstein, der „einzige" Steinwender, „Held" Georg, das sind Blüten, gesammelt aus politischen Journalen. Wohin das führt? Zum Abgrund.

Auf dem Gebiete der Wissenschaft, obwohl hier der Fortschritt der stetigste ist und oft gewaltige Sprünge nach vorwärts macht, ist die Verwirrung nicht klein. Ganz zu schweigen von der Theologie, von der noch Goethes „Leider auch!" in vollster Geltung steht, gibt es kaum eine Wahrheit, die nicht ihre standhaften Galileis forderte. Die Gelehrten stehen einander überall in geschlossenen Heerhaufen gegenüber, und ihr Kampf unterscheidet sich nicht im mindesten von der allbeliebten Form persönlicher Gemeinheiten. In der Philosophie der alte Hader zwischen Idealismus und Realismus, zwischen Optimisten und Pessimisten. Nur langsam bequemen sich die Denker zu der Überzeugung, dass ein philosophisches System von heute nimmer der Ergebnisse der so erfolgreichen Naturforschung entbehren könne. Und doch ist diese Anschauung noch bei weitem nicht in alle Kreise gedrungen, noch immer sind die Geister in heftiger Fehde entbrannt, doch ist es kein Kampf mehr, nein, ein toller Fanatismus, der für die Unfehlbarkeit der Schule, zur größeren Ehre des Meisters, die Gegner sengt und brennt. Nicht anders verhält es sich

im höheren Schulwesen. Nur langsam weichen die Philologen der alten Schule denen der neuen und das gesammte Schulwesen, das dringend nach Reformen schreit, bleibt bei diesem Hader im Sumpfe stecken. Tobt so in den Sphären der Mittelschulen der Hader zwischen Vertretern classischer und moderner Richtung, bedarf es hinwieder auf dem Gebiete des Elementar-Unterrichtes der straffen Kraftanspannung aller freisinnig denkenden Männer, um zu verhüten, dass die Volksschule wieder in die Hände der Finsterlinge gerathe, der Lehrer zum Küster und Bedienten des Pfarrers herabsinke. Und doch ragt schon an mancher Stange der Gessler-Hut empor: „Bückt euch!"

Die Fluten der Empörung, die Flammen des lodernden Kampfes haben auch das friedfertige Reich der Kunst nicht verschont. Auch innerhalb der Grenzen, wo Apollo thront, ist ein heftiger Zwist ausgebrochen, in dessen Schlachten Feder und Pinsel, Meißel und Saite todbringende und doch wieder lebenerzeugende Waffen sind. Weg mit dem Alten, Platz da für das Neue und die Jungen! Das ist das Losungswort aller jener, die voll Erbitterung, dass man ihnen nicht das Kleine gewährt, dass man ihnen selbst den bescheidensten Antheil an der Leitung des Kunstgeschmackes verweigert, nun den Thron selbst verlangen und wirklich schon ein ganz beträchtliches Feld erobert haben, wo sie sich behaglich dehnen und strecken. Lasst sie nur zur vollen Ruhe kommen, lasst die Wut sich legen, die der Feind wachgerufen, und der Sturm, der jetzt von ihnen ausgeht, wird sich zur sanften Brise verwandeln, reinigen und klären. Noch tobt und stürmt es. Warten wir die Zeit nach dem Unwetter ab.

Unter solchen Verhältnissen, begleitet von den Schlachtrufen der Parteien, rüstet sich das Zeitalter des Dampfes zur Abreise. Es hat vieles geschaffen, viel errichtet, wir wollen es dankbar anerkennen; doch viele seiner Werke wanken und wackeln, vieles, was es gestützt, ist dem unaufhaltsamen Zusammensturze preisgegeben. Keines Menschen Kraft vermag dem Kommenden zu wehren, der Zukunft einen Riegel vorzuschieben. Unsere Gesellschaft krankt in ihrem innersten Kern, und sie kann durch eine bloße Diagnose, selbst wenn diese richtig ist, nicht gesunden. Aber aus dem faulenden, in Zersetzung begriffenen Organismus wird ein neues, lebenskräftiges Wesen entstehen, und dieser neuen Existenz können, wollen und müssen wir die Pforten öffnen, die Wege ebnen. Wir müssen uns empfänglich machen für die neue Zeit, deren Hauch wir schon spüren, deren leuchtendes Diadem auch unsere Augen in der Ferne aufdämmern sehen. Auf welche Weise? Einzig und allein durch — die

Kunst. Sie allein ist imstande, die Gegensätze zu mildern, eine Einigung herbeizuführen, auf dass das kommende Jahrhundert Menschen finde, nicht Thiere in Menschengestalt. Verlässt uns unsere Zeit unter dem Zeichen des Dampfes, der Elektricität, so glänzt von der Stirne der Zukunft in herrlicher Farbenpracht das Wort Kunst und **„durch die Kunst zur Kunst“**, das sei das Heilmittel unserer Schäden.

* * *

Es wird zweifellos Leute geben, die fragen werden: „Ja, kommt der Kunst wirklich eine so hohe Stellung zu?“ Ganz bestimmt antworten wir: „Ja“. Von welchem Standpunkte immer wir den Wert der Kunst abzuschätzen suchen, das gefundene Facit wird uns überraschen. Der Kunstverständige weiß, was er an seiner Gottheit verehrt, er kennt ihren Wert. Was wäre die Menschheit ohne Kunst? Das Beisammensein der Menschen wird wohl durch Gesetze und Religion bestimmt und geregelt, allein nur in einem ganz geringen Umfange menschlicher Thätigkeit. Das Gesetz beschränkt sich auf eine ganz geringe Anzahl von Äußerungen des menschlichen Willens, während das große Feld der moralischen Handlungen durch das codificierte Recht nicht berücksichtigt wird. Dafür sei eben die Religion da, wird man sagen. Wirklich? Die Moral der Kirche wurzelt in den zehn Geboten, die sich mit dem weltlichen Gesetze ohnehin an vielen Stellen berühren; überdies übt die religiöse Moral wenig Einfluss auf die Volks- und Lebensmoral; Beweis dessen der Umstand, dass die Moral der religiös diametral auseinandergehenden Völker sich vielfach gleichkommt. Sagt doch Kant: „In der Moral-Philosophie sind wir nicht weiter gekommen als die Alten“, und Condorcet: „Die Moral aller Völker ist dieselbe gewesen“. Und selbst wenn wir der Religion einen Einfluss auf die Bildung moralischer Grundsätze einräumen wollen, wie viel Verhältnisse des menschlichen Lebens kommen täglich vor, derer in der Moral der Kirche und Synagoge nicht gedacht ist! „Die Gegensätze zwischen Neigung und Pflicht, zwischen Amt und Bestimmung, zwischen Vortheil und Überzeugung,“ Fälle, die tief einschneiden in das sociale Leben, wer richtet, wer entscheidet sie, wenn nicht die Kunst? Bedarf es noch eines Hinweises auf Schillers Schrift: „Die Schaubühne als moralische Anstalt betrachtet“?

Aber selbst wenn wir die Kunst nicht über Gesetz und Religion stellen, ja, wenn wir sie diesen nicht einmal gleichstellen, ist die hohe Bedeutung derselben nicht abzuleugnen. Die Kunst sei ein bloßer Luxus

meinen einige; zugegeben, wenn man auch mit demselben Rechte behaupten kann, das Waschen sei ein Luxus. Aber kann man sich einen höheren, einen prächtigeren Luxus denken als den Kunstluxus? Ist es nicht ungleich besser, wenn ich mir eine Gemäldegallerie anlege, als wenn ich einen erlesenen Rennstall halte? Steht es nicht ungleich höher, wenn ich eine Bücherei errichte, in welcher der Geist das von Vorgängern Geschaffene aufnimmt, es verarbeitet und vermehrt weitergibt, um so dem Ziele der Menschheit, der Erforschung der Wahrheit, näher zu kommen, steht dies nicht weit höher, als wenn ich den Geldsack öffne, um die kostspieligen Laune einer Dirne zu befriedigen? Zeigt mich eine Statuette, die mein Zimmer schmückt, nicht in ungleich günstigerem Lichte, als die zehn Kisten von Seidentoiletten, die meine Frau Gemahlin nach Ostende oder Franzensbad mitnimmt? Wenn die Kunst ein Luxus ist, so ist sie gewiss ein solcher, der jeden andern aus dem Felde schlägt, weit hinter sich läst.

Werden wir zu Krämern! Betrachten wir die Kunst nur als Industrie, als Arbeit, die nach dem Werte taxiert wird, den ihre Erzeugnisse auf dem Markte finden, die nach dem Einflusse gemessen wird, den sie auf die Gestaltung des national-ökonomischen Lebens der Gesellschaft ausübt. Welcher andere Factor schlägt noch so viele Fäden durch die Erwerbsverhältnisse von heute wie die Kunst? Dichter und Componisten, Bildhauer, Maler und Architecten, Buchhändler, Buchdrucker, Papiermacher, Instrumentenerzeuger 2c. 2c. in infinitum, sie alle und tausend andere leben von der Kunst. Wo ist das Welthaus, das so viele ernährt, ohne Furcht vor einem Falle „Baring Bros" zu haben, ohne ängstlich auf das Steigen und Fallen der Actien achten zu müssen? Wo ist es? Wo?

Man kann der Kunst gegenüber den verschiedensten Standpunkt einnehmen, immer bleibt sie das wichtigste Moment unserer gesellschaftlichen Verfassung. Und diese Thatsache ermuthigt nicht bloß, sie zwingt auch zu der Annahme, dass die Kunst intact bleiben wird in dem wüsten Chaos der Gegenwart, dass sie das Heilmittel für unsere Schäden ist. Kaum mag es im Alterthume ein politisch so zerklüftetes Volk gegeben haben, wie die Athener. In der Kunst aber einten sich die politischen Gegner zu begeisterter Thätigkeit. Athen ist zerfallen, nur der gewiegte Forscher kennt die Namen der Streber und Wühler, die Werke aber, welche der Kunstliebe und Kunstpflege entsprangen, sie leben fort, und wenn noch weitere Jahrtausende hinabgesunken sein werden in den Schoß der Ver-

gangenheit, auf den Blättern der Entwicklungsgeschichte der Menschheit bleibt Athen ein ehrenvoller Platz für immer gewahrt. Wohl uns, wenn wir diese Lehre der Weltgeschichte zu benützen verstehen, der Kunst den ihr gebührenden Rang einzuräumen. Die Wissenschaft ist heute schon zu weit ausgedehnt, ihre Krone geht in zuviel Zweige, Äste und Ästchen aus, um von den Einzelnen in ihrer Gänze erfasst zu werden; sie erfordert zu ihrer vollständigen Aufnahme zuviel Fundament. Die Kunst aber kann von jedem empfunden werden, der einen gesunden Sinn und lebendiges Gefühl mitbringt. Unter dem Einflusse ihrer gelehrten Schwester, unter ihrer Beihilfe beständig gehoben und gefördert, wird sie ewig bestehen. Manches wird zerfallen, manches gewaltsam beseitigt werden, die Kunst aber wird sich gleich einem Vogel Phönix in unvergänglicher Schönheit aus dem wirren Durcheinander erheben, unter ihrem Scepter werden sich Kranke und Gesunde sammeln; denn nur durch die Kunst, welche die Ecken abschleift, die Gegensätze mildert, ist eine Ausgleichung möglich.

II.

Welche Stellung nimmt nun Reichenberg der Kunst gegenüber ein, welche Pflege widmet ihr die reiche Stadt an der Neiße, die sich so gerne die Metropole Deutschböhmens nennen läſst? Wir müssen uns hüten, allzugroße Erwartungen zu hegen, da doch selbst ein so warmer Lobredner Reichenbergs, wie Prof. Hübler*) sagt: „Zu einer selbständigen und ausdauernden Entwicklung der Kunst kam es in Reichenberg nicht. Die periodischen Kunstäußerungen daselbst sind nur Reflexlichter des äußeren, allgemeinen Culturlebens.“ Es liegt nichts Schmeichelhaftes in diesen Worten; denn wenn man von den Lebenszeichen, welche die Kunst in Reichenberg von sich gab, auf das allgemeine Culturleben schließen sollte, so müſste man zu der Ansicht kommen, als hätte auch die übrige Menschheit so tief und gesund geschlafen, wie die guten Reichenberger. Und doch haben gerade die letzten Jahrzehnte, wie wir eingangs erwähnten, eine mächtige Bewegung der Geister gezeitigt. Reichenberg blieb hievon unberührt.

Sehen wir uns einmal näher um. Stellen wir uns vor, wir betreten als Fremde den Boden der Stadt, und wir fragen den ersten besten wohlgekleideten Menschen, den wir treffen, wo es in Reichenberg etwas von Kunst zu sehen gebe. Der Mann wird uns zuerst verwundert ansehen, dann den Kopf schütteln und schließlich, sobald er sich von seinem Staunen über solch seltsames Fragen erholt hat, antworten: Von Kunst wisse er nichts, Kunst gebe es keine in Reichenberg. Diese Auskunft wird auch im Wesentlichen die richtige sein. Tausende von Leuten werden gleichlautend oder ähnlich reden, und die allermeisten werden das Fehlen einer Kunst gar nicht als Fehlen empfinden. Sie haben z. B. keine Ahnung davon, daſs auch die Architectur, der wir zunächst unsere Aufmerksamkeit zuwenden wollen, unter Umständen eine

*) In dem verdienstvollen „Führer durch Reichenberg und Umgebung.“

Kunst sein könne, daſs ein Bau nicht allein dem Bedürfnis nach Unterkunft, nach Schutz vor Wetterschäden nicht allein dem Verlangen nach Bequemlichkeit entsprungen sein müsse, und sie würden vielleicht heute noch in niedrigen Hütten wohnen und auf jeden Comfort verzichten, wenn sie nicht das Streben, den Boden nach Möglichkeit auszunützen, nötigen würde, in die Luft zu bauen.

Reichenberg ist keine neue Stadt, und es gibt zahlreiche Familien, deren Namen sich durch Jahrhunderte zurückverfolgen lassen. Sollten nicht wenigstens einige von diesen erbgesessenen Geschlechtern, so könnte man fragen, das Bedürfnis gefühlt haben, dem Bewuſstsein ihres Ansehens, ihrer Persönlichkeit oder auch nur ihres Reichthums durch Aufführung eines stattlichen Baudenkmals Ausdruck zu verleihen? Wir dürfen freilich, wenn wir diese Frage stellen, nicht entfernt an die mächtigen Stadtrepubliken der Vergangenheit, nicht an Augsburg und Nürnberg, nicht an die Fuggers und Imhofs denken; wir müssen von vornherein viel bescheidener sein, — aber nicht einmal die allerbescheidensten Erwartungen werden erfüllt. Von privater Architectur vergangener Jahrhunderte ist nur sehr Weniges vorhanden, das Anspruch auf Beachtung erheben kann. Erträglich vom ästhetischen Standpunkte aus sind das Karasek'sche Haus auf dem Altstädter Platze und etwa noch das jetzige Gymnasium auf der Neustadt, beide im Barockstil. Wo sich sonst noch Bauwerke aus der gleichen Zeit vorfinden, da sind überall sowohl die tectonischen, als auch die decorativen Elemente jenes Stils entweder in roher oder gänzlich sinnloser Weise verwendet.

Auch die öffentlichen Bauten vergangener Jahrhunderte bieten wenig Erfeuliches. Daſs man in Reichenberg zu einer Zeit, da im übrigen Deutschland der romanische und gothische Stil längst überwunden waren, zu einer Zeit, da selbst die Renaissance ihre höchste Blüte hinter sich hatte, einen romanischen Kirchenbau mit leisen gothischen Anklängen aufführte, liefert einen Beweis, wie die locale künstlerische Entwicklung Reichenbergs hinter der allgemeinen einherhinkte. Das alte Rathhaus, das an der Scheide des 16. und 17. Jahrhunderts entstand, ist mit Ausnahme des Thurmes öde, nüchterne Handwerksarbeit. Ebensowenig Kunstfreude und Kunstfreundlichkeit, wie der Rath der Stadt, mögen die Erbauer des gräflichen Schlosses besessen haben. Deren Nachfolgern fällt der Bau der Kreuzkirche zur Last, eines Werkes, dem selbst der mildeste Beurtheiler nichts als eine unendliche Fülle von Langeweile und Öde nachrühmen kann; auch die gegenwärtige Erneuerung wird daran

nichts ändern, weil man sich begnügt, schadhaft gewordenes Material durch neues zu ersetzen, statt von der Wurzel aus umzugestalten. Gerade der vor wenigen Jahren vollendete Umbau der Erzdecanalkirche hat gezeigt, wieviel bei einigem guten Willen, selbst wenn nicht allzureiche Mittel vorhanden sind, geleistet werden kann. Ein Bauwerk, dessen Anblick einst jedes Auge unerfreulich berührte, ist zu einem wirklichen Schmucke der Stadt geworden.

Um die volle Wahrheit zu sagen, müssen wir uns das an früherer Stelle angeführte Gespräch zurückdatiert denken. Seit dieser Zeit ist es — allerdings nur in Sachen der Architectur — besser geworden und griesgrämige Schwarzseherei wäre es, wollten wir dies nicht freudigen Herzens bekennen. Zwar die weitaus größere Hälfte des Jahrhunderts verläuft noch, ohne einen nennenswerten Fortschritt gebracht zu haben. Das Baumaterial wird immerhin besser, dauerhafter, der durchschnittliche Umfang der Bauten wird größer. An die Stelle des bisher zumeist benützten Holzes tritt Hau- und Backstein, neben niedrigen Hütten erheben sich ein-, zwei- und auch dreistöckige Häuser. Doch die decorative Ausstattung bleibt nach wie vor von der allerbescheidensten Art. Kaum dass man sich hier und dort dazu aufschwingt, die Fenster mit dreieckigen oder runden Giebeln zu krönen und das Gesimse reicher zu gestalten; nur allzu oft bleibt die Façade eine ganz kahle Fläche mit einigen bald regelmäßig, bald unregelmäßig ausgebrochenen Lichtlöchern. Nichts als das nackte Bedürfnis scheint in diesen Fällen die Bauherren berathen zu haben, keine Spur von Schönheitsfreude mag in ihnen gelebt haben. Grau und trostlos starren uns diese Denkmäler aus naher und doch so ferner Zeit an.

Das erste Gebäude, welches ästhetisch anspruchsvollere Naturen befriedigen konnte, dürfte das Johann Liebig'sche Palais gewesen sein. Dann folgen wieder lange Jahre, in welchen vom reinen Nützlichkeitsstandpunkte aus gebaut wird. Mehrstöckige Häuser, welche durch große, weite Fensteröffnungen immerhin ein freundlicheres Ansehen gewinnen, werden in ziemlicher Zahl errichtet. Nach und nach dringen auch einzelne Wellen der architectonischen Moden zu uns herüber. Ursprüngliches wird freilich auch jetzt nicht geleistet. Dieselbe Stillosigkeit, welche den Stil unserer Zeit bildet, regiert auch hier, in der kleinen Stadt natürlich noch despotischer, als in der großen, weil hier die bedeutenden, schöpferischen Geister fehlen, welche in Wien, in Berlin auf den eklektischen Stamm doch hie und da ein eigenes, modernes Reis pfropfen.

Das fälschlich sogenannte „Villenviertel“ an der Kaiser Josef-Straße zeigt immerhin einige erfreuliche Leistungen. Villen im eigentlichen Sinne des Wortes finden sich allerdings nur ganz vereinzelt, denn das rauhe Klima verbietet ein leichtes, luftiges Bauen. Wahrhaft schön und in jeder Weise befriedigend wirkt einzig und allein die Villa Priebsch, während der nebenan befindliche Bau, trotzdem ihm die bekannte Freigebigkeit des Besitzers ohne Zweifel große Summen gewidmet hat, ästhetischen Ansprüchen durchaus nicht zu genügen vermag. Sonst finden sich noch etliche Villen von freundlichem, ansprechendem Äußeren, ohne die vornehme Eleganz des erstangeführten, ohne die Uberladenheit des zweiten Musters. Zahlreiche Bauten, an die ein ästhetischer Maßstab überhaupt nicht gelegt werden kann, schließen sich an, würfelförmige Kästen, welche für das nach Schönheit lechzende Auge ganz unerträglich wären, wenn nicht freundliches Grün ihre Blößen mitleidig verhüllte, — breite, mächtig hingeprotzte Mauermassen mit unsymmetrisch, unorganisch und unschön angeklebten Erkern und Thürmen. Schön und abgerundet wird das ganze Bild erst werden, wenn sich auf der Anhöhe links von der Straße die zwölf Gebäude der Kaserne erheben werden, aller Wahrscheinlichkeit nach ebenfalls schmuck- und zierlose Kästen, die aber wenigstens keinen Anspruch auf den Namen „Villen“ erheben, sondern schlicht und bescheiden „Kaserne“ heißen werden, eine Bezeichnung, die von rechtswegen auch manches andere Haus inner- und außerhalb der Stadt verdiente. Ein Gutes dürfen wir jedoch selbst von diesem Nützlichkeitsbaue, der unter allen Umständen dem Freunde von Kunst und Natur aus ästhetischen Gründen — um von anderen ganz abzusehen — etwas wie ein Dorn im Auge sein wird, hoffen. Es ist die höchste Zeit und es ist in Wahrheit aufs innigste zu wünschen, dass die zahlreichen Sandhaufen, welche heute die Prachtstraße zum Waldparadiese des Belvedere verunzieren, endlich verschwinden. An ihrer Statt sollte die Speculation freundliche Landhäuser errichten, welche ja ohnehin durch die Verstärkung der Garnison bald notwendig werden dürften. Wir verweisen Diejenigen, die es angeht, auf die vielbespöttelten Sandstädte des Nordens. Dort hat die Natur nichts gethan und die Menschen alles; bei uns hat die Natur gethan, was sie thun konnte, und wir lassen Jahrzehnte vergehen, ohne das Wenige hinzuzufügen, was zur harmonischen Ineinsbildung des Ganzen führen würde. Noch ein oder zwei Dutzend freundliche Landhäuser und am Ende der Straße vor dem Parkeingange ein luftig gebautes Sommerrestaurant, hinter demselben ein klarer, schöner, von

Kähnen belebter Wasserspiegel, so könnte man sich, ohne gerade zu träumen, die Zukunft unseres schönen Siebenhäuser vorstellen.

In der Stadt selbst ist die private Bauthätigkeit ebenfalls an einigen Stellen zum Besseren fortgeschritten. Etliche villenartige Häuser in der Ehrlich- und Mühlfeldstraße, namentlich aber die in den letzten Jahren entstandenen Wohngebäude im Innern der Stadt zeigen erfreulichen Sinn für die reichere Ausschmückung der Façaden. Auch der ganz aus privaten Mitteln in zierlichen romanischen Formen hergestellte Bau des Kirchleins auf dem Johannissteine muss an diesem Orte als nachahmenswertes Muster erwähnt werden. Den mächtigsten Sprung nach vorwärts jedoch hat das öffentliche Bauwesen im letzten Jahrzehnte gemacht. Das Theater war der erste wirklich monumentale Neubau. Doch kann man auch dieses Werk bürgerlichen Gemeinsinns nicht von jeglichem Fehler freisprechen. Es ist nicht nötig, neuerdings darauf hinzuweisen, welch' schweren, unheilbaren Fehler man bei der Bestimmung der Fußebene des Gebäudes begangen hat. An den reichen Formen der späten italienischen Renaissance, in welchen es nach außen hin prunkt, ist an und für sich nichts auszusetzen; scharfen Tadel aber verdient es, dass die verschiedenen Zierglieder, Pilaster, Fruchtkränze, Guirlanden und dgl. aus so schlechtem Stoffe hergestellt wurden, ein Umstand, der wohl in nicht allzu ferner Zeit zu einer durchgreifenden Erneuerung der Außenseite zwingen wird. Im Innern stört vor allem die mit Beharrlichkeit durchgeführte Scheidung zwischen Arm und Reich. Von der Vorhalle aus führt rechts und links je ein Paar Treppen dicht neben einander empor, die eine mit prächtigem Marmorgeländer geschmückt, mit goldglänzenden Candelabern und Amoretten verziert, die andere aus geringwertigem Steine, schlecht beleuchtet, ohne jede äußere Zier. Jene führt in den ersten Rang, zu den Logen, diese zu der Gallerie, den Plätzen der minores gentes. Und treten wir in das Innere des Zuschauerraumes, so tritt uns dieselbe Sonderung überall scharf vor Augen. Unter eine verschwenderische Fülle des Decorativen, oben vollkommener Mangel jeder Augenfreude. Immerhin — der Anfang war gemacht.

Einige Jahre später entsteht der neue Tempel, ein hoch und schön gelegener, kirchenähnlicher Bau, für dessen ziemlich misslungene Außenseite die mit vornehmer Eleganz durchgeführte Inneneinrichtung nur theilweise entschädigt. Nahezu gleichzeitig folgen dann die Amtsgebäude der Unionbank und der Sparcassa, beides Bauwerke, welche die Straße jeder Hauptstadt schmücken könnten. Einen besonderen Fortschritt be-

deutet bei dem letztangeführten die durchgängige Verwendung kostbaren Materials für die Façade und das Treppenhaus. Sonst ist leider auch hier nicht jeder Fehler vermieden; vor allen Dingen ist der Platz so schlecht gewählt, dass von keinem Punkte aus die Stirnseite mit einem Blick überschaut werden kann. Auch die hässliche Dachbekrönung und die unschön proportionierten, hart und schmucklos wirkenden Seitenfenster des Obergeschosses stören den sonst vortrefflichen, durchaus gediegenen Gesammteindruck.

Tiefe Befriedigung wird einst — trotz großer und kleiner Mängel — das neue Rathhaus gewähren, weil es im Einzelnen eine Fülle des Schönen und Originellen bietet. Wer engherzig ist, wird allerdings sagen: Ein solcher Bau geht über die Verhältnisse Reichenbergs. Wir aber treten dem, der so redet, entgegen und rufen laut jenes Wort, das Schiller einst auf das Titelblatt seiner „Räuber" schrieb: In tyrannos! zu deutsch: Wider die Philister! Was schadet es, wenn ein Gemeinwesen, das durch Jahrhunderte immer die alten, ausgefahrenen Geleise der Alltäglichkeit benutzt hat, einmal vom Götterfunken des Genies durchblitzt wird? Was schadet es, wenn es sich einmal nach Jahrhunderten des engherzigsten Philisterthums eine kleine künstlerische Extravaganz erlaubt? Verzichten wir lieber auf Kasernen und freuen wir uns, wenn der Fremde bereits vom Bahnhofe die hochragenden Giebel und Thürme unseres Stadthauses bewundert.

Auch die Franz Josef-Schule auf dem Keilsberge zeigt, dass in die maßgebenden Kreise ein kunstfreundlicherer Geist einzuziehen beginnt. Vorzüglich gelungen ist die originelle Decoration des Hauptgeschosses, rühmenswert vor allem die Wahl des Platzes. Dieser Vorzug lässt sich dem Schulbau an der Kaiser Josef-Straße allerdings nicht nachsagen. Statt — wie es gerade an diesem Platze so leicht erreicht werden konnte — aus krummen und winkelzügigen Linien einen nahezu geraden, schönen Prospect zu gestalten, statt dem Verkehre eine freie Straße zu öffnen, schob man, Schönheits- und Verkehrsrücksichten dreist außeracht lassend, die mächtige Steinmasse der Rudolfschule so weit in die Straße vor, dass diese zu einer großen Krümmung gezwungen wurde, — als ob es deren nicht ohnehin genug gäbe.

Im Gegensatze zur Stadt und ihren Körperschaften hat der Staat bisher nur wenig Dankenswertes geleistet. Das Kreisgericht ist ein Bau, der lediglich durch die Masse wirkt, während man bei der Staatsgewerbeschule schlechterdings von einer ästhetischen Wirkung überhaupt nichts ver-

spürt. Das neue Postgebäude will zwar ein monumentaler Bau sein, es arbeitet auch äußerlich mit den Mitteln eines solchen, trotzdem erfüllt es, was Schönheit der Formen im Ganzen, wie im Einzelnen anbelangt, nur bescheidene Ansprüche. Beschämt erinnert sich der Beschauer der dem gleichen Zwecke dienenden Bauten in den Nachbarstädten Zittau und Görlitz.

Wenn wir nun das Gesammte ins Auge fassen, so müssen wir bekennen, dass dies alles nur kleine Schritte auf dem Wege sind, den wir zu durchmessen haben. Die öffentliche Baukunst hat große, aber nur wenige Aufgaben zu erfüllen, und ein wirklicher Fortschritt muss sich deswegen, wenn er dauern soll, auch auf die private Bauthätigkeit erstrecken. Welchen Weg müssen wir nun einschlagen, um rascher zum Guten zu gelangen? Wir glauben, der einzig richtige Weg ist die Stärkung des Individualismus. Man muss sich fühlen lernen. Der Einzelne soll sich als ein Ganzes, die Stadt als Stadt fühlen. Dann wird das gestärkte Selbstbewusstsein nach Aussprache verlangen und — saxa loquuntur. Schwache, nichts wollende, und nichts könnende Zeitalter sind für das rückwärts schauende Auge der Nachwelt verloren, insbesondere Zeitalter, die in Kunst und Wissenschaft nichts vermögen. Sorgen wir also dafür, dass unsere Zeit einst nicht zu den todten gezählt werde, dass sie vielmehr lebendige Saat für die kommenden Geschlechter erzeuge. Solange sich aber unsere reichsten Mitbürger damit begnügen, in kahlen Fabrikskästen zu hausen, solange sie es vorziehen, auf kleine, niedrige, eng- und schiefbrüstige Baracken zehn Stockwerke mit tausend unorganischen Schnörkeln aufzukleckſen, statt beherzt einen schönen jugendfrischen Neubau an seine Stelle zu setzen, solange wird Reichenberg den merkwürdigen Anblick gewähren, den die Fremden und auch ketzerische Eingeborene seit jeher bespötteln und belächeln. Alles schief und winkelig, keine Veduten, keine Prospecte, keine kräftig schlagende Pulsader des Verkehrs. Inmitten verfallener Holzhütten erheben sich zwar hie und da geschmackvolle Bauten in still predigender Größe, aber sie sind an Zahl zu gering und neben ihnen treten Armuth und Nüchternheit nur um so greller hervor.

Bürger soll mit Bürger, Stadt mit Stadt um den Preis kämpfen. Nur wo die Kunst in den Kreis des allgemeinen Interesses fällt, kann und wird sie gedeihen. In München blüht sie, weil die Kunstfreundlichkeit dem Volke längst ins Blut gedrungen ist. Doch wozu so ferne Muster herbeiholen? Schon von unseren Nachbarstädten im deutschen Reiche, von Zittau und Görlitz können wir lernen. Zwar Denkmäler

aus alter Zeit, wie sie jene besitzen, können wir nicht aus dem Boden stampfen, aber wenn wir die Augen öffnen, sehen wir dort neben dem ehrwürdigen Gemäuer aus vergangenen Jahrhunderten in hellem Schein die Säulen und Marmorstufen vieler neuer Werke blinken. Bei uns hinterließ die Vorzeit fast nichts, und die Gegenwart wird der Zukunft nicht viel vererben, wenn ihr Wollen sich nicht bald bedeutend steigern wird. „Wollen ist Können", sagt ein bretonischer Spruch.

III.

War schon über die locale Entwicklung der Baukunst verhältnismäßig wenig Lobwürdiges zu berichten, so steigert sich dieser Missstand noch mehr, wenn man daran geht, von der Reichenberger Plastik zu reden. Von einer örtlichen Entwicklung der Plastik als Kunst kann bei uns überhaupt nicht die Rede sein. Das einzige höher zu bewertende Stück aus alter Zeit, die in der Kreuzkirche befindliche „Mater dolorosa“ stammt aus fremden Landen; zudem scheint sie mehr zufällig als durch die Absicht eines Kunstfreundes ihren Weg hieher gefunden zu haben. Aber auch handwerkliche Bildhauer von tüchtigerem Können dürfte es hier nicht gegeben haben; was sich an Heiligenfiguren und allegorischen Gestalten noch hie und da findet, scheint fremden Ursprungs, und selbst wenn die Sandsteingruppe neben der Kreuzkirche, der Neptun des Marktbrunnens, die Johannesstatue und dergleichen mehr auf Reichenbergs Grund entstanden wären, so hätten wir doch keine Ursache, uns dessen mit besonderem Stolze zu rühmen. Im weiten Reiche der Kunst ist für so rohe, von aller Kunst freie Handwerksarbeit kein Platz.

Um die Mitte unseres Jahrhunderts mag zeitweilig größere Kunstfreundlichkeit in Reichenbergs Mauern geherrscht haben. Oder war dies etwa nur eine Mode weniger Jahre? Es scheint beinahe so; denn die etwa 1840 aufkommende Sitte, dem Andenken der Todten kunstvolle Denkmäler zu weihen, ist längst wieder verschwunden, und man begnügt sich heute bescheidener Weise mit unendlichen Reihen langweiliger Obelisken. Der ältere Theil unseres Friedhofes enthält in der That eine ganze Reihe tüchtiger Arbeiten; sie alle aber sind für den täglichen Genuss, für die Bildung und Veredlung des Geschmackes verloren. Man besucht den Kirchhof, um dem Andenken theuerer Verstorbener eine stille Thräne nachzuweinen, nicht um Herz und Auge an schönen Linien und Formen zu erfreuen. Ein Kunstwerk kann aber nur dann voll erfasst und ganz genossen werden, wenn es sich zur rechten Zeit am rechten Orte darbietet.

Dieser kurzen Blütezeit der Plastik folgt ein langer, eiskalter Winter, in welchem auch nicht die geringsten Spuren eines künstlerischen Lebens wahrzunehmen sind. Überall in Deutschland herrscht eine fast krankhafte Denkmalswuth, jede kleine Stadt weiß aus ihren Chroniken irgend einen Denkmals- oder Büstencandidaten auszugraben, nur bei uns bleibt bis ins letzte Jahrzehnt alles todtenstill. In der That, die Ruhe eines Kirchhofs! Wo bleibt ihr, so könnte man ausrufen, ihr steinernen Zeugen der Vergangenheit, ihr stummen Sprecher aus Erz und Marmor? Wie? Nicht mehr? Du nur kommst, Standbild des großen Volkskaisers, Du der einzige Prediger, dass treue Dankbarkeit auch unsere Gauen bewohne? An anderen Orten fehlt der Raum für Denkmäler, bei uns ist Raum im Überfluss vorhanden, aber Verständnis und Initiative fehlt fast ganz. Wohl ist es wahr, unsere Stadt besitzt an eigenen großen Männern, deren Andenken Monumente gebührten, noch weniger als das kleine Kratzau, und zu den großen Dichtern, zu den Feldherren des Gesammtvaterlandes hat Reichenberg keinerlei Beziehungen, welche eine solche Ehrung rechtfertigten. Gäbe es aber auch dergleichen, könnte sich Reichenberg rühmen, die Geburtsstätte eines wahrhaft bedeutenden Mannes zu sein, es würde sicher an der kräftigen Initiative zu so hoher, künstlerischer That mangeln. In unserer Stadt gibt es zwar politische und sociale Parteien, aber keine künstlerischen und literarischen. Man ereifert sich hierzulande wohl über Wollpreise, über die neueste Mode, vielleicht sogar über die bösen Arbeiter, aber in Sachen der Kunst und Literatur erhitzt sich nur selten einer vom Stamme derer von Reichenberg.

Erst in der allerneuesten Zeit scheint man den Weg zum Besseren betreten zu wollen. Zwar die rauchgeschwärzten Figuren, welche den Dachrand des Stadttheaters krönen, sind nichts als öde, nüchterne Handwerksarbeit, und ebenbürtig reihen sich ihnen die fabelhaften Ungeheuer an, welche leider noch immer die Auffahrt zum Musentempel verunzieren. Aber erfreuliches Fortschreiten auf dem steilen Pfade vom Handwerk zur Kunst zeigt der vortrefflich durchgeführte bildnerische Schmuck der Sparcassafront. Schade, dass die Nischen für die beiden Figuren des ersten Stockwerkes allzu enge gerathen sind. Die schönen Gestalten kämen, wenn sie freiräumiger gestellt wären, noch weit besser zur Wirkung.

Es findet sich übrigens auch andere Arbeitsgelegenheit für die edle Bildnerei. Ist erst einmal das neue Rathhaus vollendet und der weite Platz davor geebnet, dann wird wohl auch der alte, moosbewachsene Dreizackschwinger eine andere Stätte suchen müssen. Hier wäre einmal

der Ort, wahrhaften Bürgersinn zu zeigen. Reichenbergs reiche Bürgerschaft soll sich zusammenthun und der Stadt ein wirkliches Kunstwerk zum Geschenke machen. Im Mittelpunkte der Stadt müsste es erstehen, laut predigen von edlem Gemeinsinn und der Macht thatkräftigen Zusammenwirkens. Als einen großen Zierbrunnen könnte man sich ein solches Weihgeschenk am besten vorstellen. Das Ganze müsste aus edelstem Stoffe hergestellt sein und seinen Mittelpunkt in der allegorischen Riesenfigur der Industrie haben, jener Quelle des Reichthums, durch welche Reichenberg groß geworden ist. Selbstverständlich müssten zu Entwurf und Ausführung nicht geschickte Handwerker, sondern wirkliche Künstler berufen werden. Nicht localpatriotische Engherzigkeit, sondern etwas weltbürgerliche Weitherzigkeit müssten in so großer Sache das entscheidende Wort reden. Falls dieser Gedanke, wie wir als unverbesserliche Optimisten zuversichtlich hoffen, Verwirklichung fände, so würden wir endlich einmal Gelegenheit haben, die Plastik als selbstherrliche Kunst, nicht als Dienerin der Architectur zu bewundern.

Auch sonst lässt sich noch leicht die eine oder die andere positive Anregung geben. Der Langweiligkeit des Kasernenrayons könnte man z. B. durch freundlich vertheilte Baumgruppen wenigstens theilweise abhelfen, der Umzäunung durch ein in mächtigen Formen aufgebautes Thor einiges Leben verleihen. Der Verein der Naturfreunde, der bereits an so vielen Punkten innerhalb und außerhalb der Stadt Rühmenswertes geleistet hat, dem wir in neuerer Zeit die hübsche Umrahmung der Ludwigsquelle zu danken haben, sollte endlich daran gehen, den Springbrunnen im Kaiser Josefs-Parke mit einer wirksamen Brunnenfigur oder -Gruppe zu versehen. Auch den Anlagen vor der Kreuzkirche und dem evangelischen Gotteshause sollte man durch gründliche Umgestaltung und Ausschmückung mit decorativen Werken der Plastik — als Muster hiefür können etwa die Waldlilie im Grazer, die Donaunixe im Wiener Stadtpark gelten —, neuen Reiz und neue Anziehungskraft verleihen.

Ein nachahmenswertes Muster in der decorativen Verwendung von Werken der Bildhauerei bietet beispielsweise der Annahof. Wie in der Architectur, so bleibt ja auch in der Plastik das Allermeiste der privaten Kunstfreundlichkeit überlassen, die alles kann, wenn sie nur will. Schmücken wir also unsere öffentlichen Bauten mit Einzelfiguren und Gruppen, beleben wir das freundliche Grün unserer Anlagen durch hellblinkende Marmorwerke, — vergessen wir aber darüber nicht unsere eigenen Wohnräume, zu deren Zierung und Ausschmückung die Plastik ohne Zweifel

nicht minder berufen ist, als ihre Genossinnen im lieblichen Reigen der Künste.

* *
*

Noch weniger Mühe haben unsere Augen, wenn ihnen die Aufgabe gestellt wird, das Feld der Malerei zu überschauen. Die Vergangenheit hinterließ uns eine Anzahl nicht wertloser Porträts und etliche Altarbilder, die man — mit wenigen Ausnahmen — übersehen darf, ohne gerade etwas zu verlieren. Die in religiösen Dingen gleichgiltigere Gegenwart hat kein Bedürfnis nach Heiligendarstellungen, und so findet naturgemäß dieser Zweig der Malkunst keine Beschäftigung in unserer Stadt. An und für sich ist dies nicht einmal bedauerlich, sind ja doch die religiösen Bilder moderner Meister niemals wirkliche, eigenständige Kunstwerke. Ihr Bestes entstammt den genialen Schöpfungen einer Zeit, für welche Religion und Confession unabweisbare Bedürfnisse waren; was dagegen an ihnen neu, selbstständig ist, zeigt den unlöslichen Widerspruch zwischen moderner Empfindung und positiver Religiosität. Solche Werke der Malerei bleiben unter allen Umständen, wenn wir ein Wort des freigeistigen Ludwig Pfau gebrauchen dürfen, nur „Bilder von Bildern".

Dass auch die übrigen Zweige der Malerei in Reichenberg keinerlei örtliche Entwicklung durchgemacht haben, wird nach all dem, was wir von dem Gedeihen der Kunst in unserer lieben Vaterstadt zu erzählen wussten, kaum verwunderlich erscheinen. Kunstsinn und Kunstfreundlichkeit sind für uns unbekannte Dinge und die große Masse der Bevölkerung, von den Millionären bis zu den Hungerleidern, steht in Kunstsachen genau so tief, wie jener zur sogenannten „besten Gesellschaft" gehörende Fabrikant, der einst — wir erzählen hier eine ganz nackte Thatsache — vor dem neuen Rathhause die ewig denkwürdige Äußerung that, es sei im westgothischen Stile erbaut. Was kümmert uns überhaupt die Kunst? Lächerliche Schwärmerei! Wenn wir nur nach Herzenslust schlafen, essen und trinken dürfen, wenn der Geldsack nur immer voller und voller wird! Wir wissen nichts von der Kunst vergangener Tage, nichts von der mächtig aufsteigenden Bewegung der Malerei in unserem Jahrhundert. Nichts von dem in einsamer Größe thronenden Cornelius, nichts von der „realistischen" Costumemalerei eines Piloty, nichts von Menzel und Böcklin, dafür aber umso mehr von den Helden der Familienblätter, von Kaulbach und Seifert, von Schweninger und Bodenhausen, von Koppay und Beyschlag. Was kümmert uns die Antike, was die Moderne? Der

Naturalismus in der Malerei wurde uns nur durch die pleinair-Caricaturen der „Fliegenden Blätter“ bekannt. Wohl ist es wahr, wir können kein Genie zwingen, in den Mauern unserer Stadt geboren zu werden, aber wir thun auch nichts, um die Werke auswärtiger Künstler kennen zu lernen. Von den zahllosen Wandergemälden, welche alljährlich die Reise durch Deutschlands große und kleine Städte machen, verirrt sich nur selten eines zu uns. Das Gräf'sche „Märchen“ fand allerdings regen Zuspruch vonseiten des Publicums, aber das Erfreuliche dieser Thatsache verringert sich sehr bedeutend, wenn man über die Gründe dieser lebhaften Antheilnahme nachdenkt und an erster Stelle die Sensationssucht des P. T. Publicums findet. Die Ausstellung einiger Bilder und Skizzen von Max fand bei weitem keinen so lauten Anklang; hier fehlte vor allem der Scandal, welcher dem Gräf'schen Werke reclamemachend vorausgieng. Für alles, was uns an Kunstgenüssen auf dem Gebiete der Malerei geboten wurde, sind wir der Leitung des Nordböhmischen Gewerbemuseums zu Danke verpflichtet. Auch der gute, bereits mehrfach in Wirklichkeit umgesetzte Gedanke, Gemälde aus Privatbesitz zeitweilig der Öffentlichkeit in Ausstellungen zugänglich zu machen, verdient gleich lebhafte Anerkennung, wie die Institution des „offenen Zeichensaales“, umsomehr, als eigentlich die Malerei nicht in den engen Thätigkeitsrahmen der genannten Anstalt fällt.

Mit dem lebhaften Ausdrucke der Resignation bekennen wir — trotz unseres Optimismus — an dieser Stelle offen, dass an die Errichtung einer ständigen Gemäldesammlung in absehbarer Zeit nicht zu denken ist. Ja selbst der Gründung eines Kunstvereines, der seinen Mitgliedern kleine, allwöchentlich oder allmonatlich abwechselnde Ausstellungen von Werken moderner Meister bieten könnte, würden sich vorerst unüberwindliche Schwierigkeiten in den Weg stellen. Wollen wir Schönheit genießen, so müssen wir fort, nach Prag, Wien, Dresden 2c., wo wir dann mit einer zweistündigen Hetzjagd durch die Galleriesäle unserer Kunstverpflichtung fürs ganze Leben nachgekommen zu sein glauben. Dass wir in Wirklichkeit damit überhaupt nichts erreicht haben, fällt uns entweder gar nicht, oder erst dann ein, wenn wir wieder am Ausgange stehen und Klarheit darüber zu gewinnen trachten, was wir nicht nur äußerlich, sondern auch innerlich geschaut haben. Vor einem Bilde sollte man stehen wie der fromme Christ in der Kirche. In uns sollte das Gefühl lebendig sein, dass hier kein gemeiner Alltagsmensch das Wort führt, sondern dass aus dem Kunstwerke ein Theil der Gottheit zu uns redet. In solcher

Stimmung, nur in solcher Stimmung ist man empfänglich für den Genuſs des Schönen. Daſs man nicht fähig ist, im Gedränge und Gewoge einer Galerie eine so erhöhte Gefühlslage längere Zeit zu bewahren, ist richtig, aber bleibt es nicht unter allen Umständen besser, ein Bild in seiner Gänze erfaſst zu haben, als von tausenden nur den Eindruck der Buntheit, der Farbigkeit mit sich zu nehmen?

Man sollte nicht vergessen, daſs auch die Malerei gleich ihren Schwesterkünsten imstande ist, den Sinn für die hohe Dreiheit des Wahren, Guten und Schönen zu wecken; auch sie ist imstande, indem sie uns in andächtig entzückter Betrachtung fesselt, unsere Gedanken und unsere Gefühlswelt von dem Gemeinen des Lebens abzuziehen, ihren wandelnden Einfluſs in tausend feinen Strömchen in die breitesten Kreise zu lenken. Sieh nur jenen, mitten im regsten Gewühle einsamen Gast im prächtigen Schauspielhause! Um ihn her wogt das Summen der seichten, oft nur mühsam genährten Zwischenactsunterhaltung, er sitzt scheinbar stumpfsinnig da, den Blick entweder starr vor sich hin gerichtet, oder zeitweilig zur Decke des Hauses erhoben. Die schönen Gebilde auf dem Bühnenvorhange und auf dem in Weiß und Gold glänzenden Plafond wissen ihn weit mehr zu fesseln, als jene ewig gleich öden Schwätzereien, ihn bewegt die tiefe Trauer der schönen Frauengruppe links zu innigem Mitgefühl, ihn durchströmt das jauchzende Evan Evoë der festlichen Schar im Strome mit dem wonnigen Gefühl der Lebensfreude. Wessen Seele mag da wohl besser vorbereitet sein, die Worte der Dichtung zu vernehmen, die des stillen Genießers oder die der lauten Schwätzer?

Wie aber die Kunst nicht nur den Sinn für Schönheit wecken, sondern auch selbst Schönheit zeugen kann, das mag sinnbildlich die hübsche Anekdote sagen, die wir hier irgend jemandem nacherzählen: In der Hütte eines armen Fischers hieng ein Bild des Antinous, jenes schönen Kaisersohnes, der, um das Leben seines Vaters zu verlängern, einem Aberglauben folgend, sich selbst den Tod gab. Als Strandgut mochte es seinen Einzug in die Nachbarschaft von Netzen und Angeln gehalten haben. Weder der Fischer, noch sein Weib waren im Besitze dessen, was man Schönheit nennt, und doch, die Kinder zeigten die Züge des Antinous. . . . . .

Im Allgemeinen leben wir also, wie gesagt, hübsch im Dunkeln weiter, im engen Gesichtskreise des heimischen Kirchthurms. Hie und da findet sich zwar ein reicher Privatmann veranlaſst, statt eines Pferdes ein Bild zu kaufen, aber derartige Fälle sind Ausnahmen und stehen als

solche ganz vereinzelt da. Zur Zimmerausschmückung bedient man sich in der Regel des billigen Öldruckes, ohne zu bedenken, dass der Besitz eines guten Kupferstiches, eines radierten Blattes, oder auch einer guten, mechanischen Reproduction eines Kunstwerkes von viel feinerem durchgebildeterem Geschmacke Zeugnis ablegen, — ganz abgesehen davon, dass der Preis solcher Blätter durchschnittlich auch nicht höher ist, als der des marktschreierischen Ölfarbendruckes. —

Auch auf diesem Gebiete sei nach der großen Menge des Negativen, welches vorgebracht werden musste, für die Zukunft eine positive Anregung gegeben. Unsere Zeit ist eilig im Zerstören; aber sie habe wenigstens soviel Liebe für die Vergangenheit, dass sie das Gewesene, das Zerstörte im Bilde festhalte und der Nachwelt überliefere. Man denke nur, wie rasch sich manche Theile der Stadt verändert haben. Im Zeitraume weniger Monate verschwindet oft ein — sonst künstlerisch wertloses — Gebäude, das einer Gasse, einem Platze das charakteristische Gepräge verliehen hat, vom Erdboden. Was ist aus dem Gründel geworden, wo einst Theater und Circus, Menagerie und Carroussel friedlich neben einander standen? An der Stelle, wo sich einst die ältesten Häuser der Stadt erhoben, ist der Prachtbau des neuen Rathhauses mächtig emporgewachsen. Kaum zwei Jahre werden vergehen und von dem Hause, in welchem durch nahezu drei Jahrhunderte über das Wohl und Wehe der Stadt Rathes gepflogen wurde, wird kein Stein mehr sichtbar sein. Man braucht durchaus kein Lobredner der alten Zeit zu sein, wenn man den Denkmälern ihrer Kunst und Cultur dauernde Erhaltung und Schonung wünscht. Wo dies aber nicht möglich ist, sorge man wenigstens dafür, dass ein gutes Abbild sie der Mit- und Nachwelt lebendig erhalte. In dieser Hinsicht begrüßen wir mit großer Freude das Rundschreiben des Bürgermeisters, welches die gesammte Bürgerschaft zur werkthätigen Theilnahme an der Ausschmückung des neuen Rathhauses auffordert. Man kann in der That den schönen Sitzungsaal nicht besser zieren, als indem man seine Wände mit Bildern aus Alt-Reichenberg behängt. Nicht nur die Vergangenheit, auch sich selbst würde das neue Reichenberg durch solche Kunstförderung ehren. Ein Einzelner müsste thatlustig und thatkräftig den Führer machen, die Andern würden — freiwillig oder der Not gehorchend — schon folgen. Auch hier gilt der alte Satz, dass Adel und Reichthum verpflichten.

* * *

Wir haben nun alle Töchter der holden Frau Kunst der Reihe nach betrachtet, wir haben gesehen, wie kümmerliche Nahrung man ihnen reicht, wir haben erkannt, dass man ihnen nur schlechten Wohnsitz, ungenügende Luft, kein vollzuströmendes Licht gönnt, und wir wenden uns nun zu dem Bastard von Kunst und Industrie, zum Kunstgewerbe. Es ist charakteristisch, dass gerade diese Kunst, die noch weniger reine Kunst ist als die Architektur, bei uns wenigstens etwas besser gedeiht, als ihre vollbürtigen Schwestern. Der schaffenden Kunsthandwerker zählt unsere Vaterstadt allerdings nicht sehr viele; nur einige Tischler, Schlosser und Decorationsmaler leisten wirklich Gediegenes. Was man in den Wohnzimmern reicher und wohlhabender Bürger findet, ist vorwiegend fabriksmäßig erzeugte Ware, Producte der keramischen Industrie, Schalen und andere Gefäße aus Thon, Porzellan u. dgl. Daneben finden sich aber auch schöne Teppiche nach orientalischen Mustern, zierliche Figuren und Statuetten aus Bronce und anderem Material, und an den Wänden hängen elende Pinseleien und schlechte Holzschnitte in wert- und geschmackvollen Rahmen; all dies in nicht geringer Zahl. — Außerdem kommen noch einige Alterthumsfreunde in Betracht, in deren Händen sich zum Theil ganz ansehnliche Sammlungen schöner kunstgewerblicher Producte befinden.

Erwägen wir nun, inwiefern unser Gewerbemuseum mit seinen quantitativ wie qualitativ hervorragenden Schätzen der Höherbildung und Veredlung des Geschmackes förderlich gewesen ist. Die Museen haben bekanntlich ebensoviel Feinde als Freunde. Jene behaupten, die Museen seien es, welche die Schaffung eines neuen, wahrhaft modernen Stiles hindern, weil sie dem gut veranlagten, aber denkfaulen Kunsthandwerker das Nachdenken, das Erfinden neuer Formen ersparen. Die Freunde aber entgegnen: Eine Individualität, die durch das Anschauen fremder Werke zerstört werde, sei zerstörenswert und sie weisen nicht mit Unrecht darauf hin, dass man consequenter Weise auch die Bildergallerieen schließen müsste, um die Individualität der modernen Maler nicht zu vernichten. Man mag sich auf welchen Standpunkt immer stellen, niemand wird behaupten können, dass das Nordböhmische Gewerbemuseum in der oben besprochenen Richtung schädlich gewirkt habe. Solange es ein Scheinleben führte, hörte man hier überhaupt nichts vom Kunstgewerbe; erst in den letzten Jahren, seit ihm reichere Mittel zur Verfügung stehen, seit sich das Scheinleben durch die Thatkraft der leitenden Fachmänner, der Custoden Vivié und Hoffmann, sowie einiger anderer kunstverständiger

Personen in ein wirkliches lebendiges Leben verwandelt hat, ist von einem Interesse für das Kunstgewerbe unserer Stadt etwas — wenn auch nicht viel — zu merken und hie und da, namentlich an entréefreien Tagen sieht man sogar einzelne Besucher durch die Säle schreiten, freilich meist nur, wenn es gilt, einem Fremden gegenüber mit den Sehenswürdigkeiten der „Metropole" zu prunken.

Der Wirkungskreis des Museums ließe sich übrigens nach einer Richtung hin ohne große Kosten beträchtlich erweitern. Die Vortragscyclen, eine Einrichtung, deren wir mit dankbarer Anerkennung erwähnen, sollten nicht nur Gegenstände des Kunstgewerbes umfassen, sondern auch die eigentliche Kunstgeschichte einem großen Publikum vorführen. Dürer und Holbein, Rubens und Rembrandt, Raffael und Michelangelo, ihrer aller Persönlichkeiten sollten in großzügigen Bildern dargestellt werden. Zuhörer würden sich hiezu ohne Zweifel weit mehr finden, als zu Vorträgen über die „böhmische Goldschmiedekunst des 14. Jahrhunderts", und auch an Vortragenden würde es nicht fehlen, selbst wenn man von auswärtigen Fachleuten ganz absehen müsste.

* * *

Zusammenfassend und abschließend seien über das ganze Gebiet der bildenden Kunst noch wenige Worte gesagt. Um ein reicheres Blühen des Kunstsinnes zu erzielen, muss der Einzelne, wie schon an anderer Stelle gesagt wurde, lernen, sich als Persönlichkeit zu fühlen, und dieses Selbstgefühl nicht nur durch Pochen auf den Geldsack, sondern durch rege Theilnahme an den geistigen Bestrebungen der Gegenwart zum Ausdrucke bringen. Der staatlichen, städtischen und körperschaftlichen Initiative kann nur das Allerwenigste überlassen bleiben; in der Hauptsache kommt es auf privates Kunstwollen an. Der reiche Bürger darf, wenn er nicht nur reich, sondern auch von tüchtigem Charakter ist, sich nicht damit begnügen, die Wände seines Salons mit schlechten Öldrucken oder mittelmäßigen Photogrammen zu behängen; denn nicht der Rahmen, sondern das Bild soll den Wohnraum schmücken. Man verlangt vom Einzelnen nicht, dass er Tausende für die Pflege der Kunst hergebe; Rembrandts und Rubens zu kaufen, bleibt Sache der Sammler und der Museen. Aber die Kunst *seiner* Zeit zu fördern, ist die Pflicht des vermögenden Bürgers. Nicht an der Überproduction, sondern am Unterconsum gehen so viele talentvolle Maler zugrunde. Ähnlich verhält es sich mit der Plastik. Auch die reine Kunst, nicht das Kunsthandwerk

allein soll unsere Zimmer schmücken. Wie den Öldruck, so soll der feiner gebildete Geschmack auch die fabriksmäßig erzeugte Thonfigur aus der guten Stube verbannen. Und endlich sollte man auch der alten Kunst ein Plätzchen gönnen. Ebensowenig wie Schillers und Goethes Gedichte, sollten im gebildeten deutschen Hause Dürers und Holbeins Holzschnitte und Kupferstiche fehlen.

Nun ist gesagt, was zu sagen höchste Zeit und höchste Not war. Die Schäden sind aufgedeckt, der Finger ist ins Wundmal gelegt und der Weg zur Heilung, zur Besserung wenigstens gewiesen. Ob man ihn endlich mit Ernst und Kraft beschreiten wird? Ehrensache der Bürger ist es, dass sie sich in der bildenden, wie in jeder anderen Kunst endlich vom schlaffen Nichtsthun losreißen und tüchtig Hand ans große, gemeinsame Werk legen.

IV.

Im Gegensatze zu den bildenden Künsten, von denen, wie wir oben gesehen haben, wenigstens die Architectur in neuester Zeit einen kleinen Schritt nach vorwärts gethan hat, gelang es guter Musik unverhältnismäßig früher, festen und sicheren Boden in Reichenberg zu fassen. Im Grunde ist dies nicht sehr zu verwundern; steht doch die tief dem Innersten entspringende Tonkunst unter allen Künsten dem Menschen am nächsten. Ohne sich mit umfangreichen Vorstudien befassen zu müssen, kann jeder warmfühlende Mensch den Wert von Frau Musica erfassen. In der That wurden bei uns schon vor der Gründung von Vereinen, die sich die Pflege der Tonkunst zum Ziele gestellt hatten, bedeutende Werke zur Aufführung gebracht, unter denen die 1832 executierte missa solemnis von Beethoven besonders hervorragt. Einige Jahre später folgen, merkwürdig rasch aufeinander, „Paulus", die „Schöpfung", Schneiders „Weltgericht", ja sogar reine Instrumentalmusik finden wir vertreten. Räthselhaft bleibt es, warum dieses reiche musikalische Leben, dessen eifrigster Förderer der Dirigent aller jener Aufführungen, Florian Schmidt, war, ein so jähes Ende nahm. Sollte nach dem Tode des verdienstvollen Mannes die thatkräftige Unterstützung und Führung gefehlt haben?

Ein vergleichender Hinweis auf unsere heutigen musikalischen Verhältnisse liegt allzunahe, als dass wir ihn übergehen dürften. Welch kunstfreundlicher Geist muss vor 60 Jahren einzelne Musiker beseelt haben, wenn man wenige Jahre nach Beethovens Tode in einer Stadt, in welche die Wellen der Kunstbewegung immer erst um Jahrzehnte verspätet dringen, dessen Riesenwerk, die missa solemnis aufführte! Seit dieser Zeit ist das berühmte Werk für uns verschollen, nicht ein einziger Satz daraus wurde seither gebracht. Still und klanglos ließen wir den 50. und 60. Todestag des großen Meisters vorübergehen; kein Zweifel, unsere Väter besaßen mehr Empfänglichkeit für die Kunst

als wir. Wir lesen seitdem einige Tagesblätter, die Musiker und Musikfreunde halten Fachzeitungen, und in jeder Familie liegt ein illustriertes Journal auf. Jedem Gebildeten ist die eminente Bedeutung Beethovens bekannt, die Musiker wissen, dass er der Größte und Unerreichte ist auf dem Gebiete der Instrumentalmusik, aber nichts geschieht zu seiner Ehrung.

Man konnte sich zwar von der Gründung von Gesangvereinen zum mindesten die Erhaltung und Fortsetzung der Zustände vor 1845 versprechen, doch hat sich diese Erwartung nicht erfüllt; denn der „Paulus", den wir schon 1840 kannten, erschien erst im Jahre 1885 wieder auf der Bildfläche, und der 1891 aufgeführte „Elias" ließ leider erkennen, dass man an maßgebender Stelle von Händels Oratorien und Bachs Passionen nichts wusste, oder, was noch schlimmer ist, nichts wissen wollte; ebenso begegnen wir der „Schöpfung" wieder, auch sie war für Reichenberg keine Unbekannte mehr.

Es wird sich lohnen zu untersuchen, inwieweit diese Werke das Publicum zufrieden stellten, und welche Eindrücke es von denselben mit nach Hause nahm. Nur auf dem Wege einer Subscription war es möglich, diesen Aufführungen ein Erträgnis zu sichern; wenn die Concertanten hätten auf das Auditorium warten wollen, das aus Neigung, aus Interesse für das aufzuführende Werk gekommen wäre, dann wären sie sicher sehr übel berathen gewesen. Thätsächlich sind uns zwei Fälle bekannt, die unsere Ansicht nur zu sehr bestätigen. Zu Gunsten des Thurmbaues der Erzdecanalkirche wurden Theile aus den „Jahreszeiten" mit Orchester aufgeführt; das Erträgnis vermochte aber nicht einmal die Kosten zu decken, geschweige, dass dem gedachten Zwecke hätte ein Betrag zugeführt werden können. Der zweite Fall, wo ein Concert zu Gunsten des Gebirgsvereines wegen vollständigen Mangels von Zuhörern überhaupt nicht stattfinden konnte, dürfte wohl noch in lebendiger und sicherlich beschämender Erinnerung sein. Woher diese Theilnahmslosigkeit, die doch gegenüber dem angesehensten Gesangvereine unserer Stadt, der sich zu einem so gemeinnützigen Zwecke erboten, ganz und gar nicht am Platze war? Wir müssen uns in Erinnerung rufen, dass der Männergesangverein und mit ihm die übrigen Männerchöre das Hauptgewicht auf die Pflege des vierstimmigen Männerchores legen. Der kleine und begrenzte Spielraum, welcher den hart nebeneinander liegenden Stimmen zu Gebote steht, verweist den Männerchor zumeist auf liedmäßige, homophone Compositionen, denen nur wenige durchgeführte Tonstücke zur Seite stehen. Die Literatur für Männerchöre überhaupt ist demgemäß gering, ihre

gediegene Literatur verschwindend klein; dazu kommt, dass für diesen Gesang erst seit etwa 50 Jahren fleißiger componiert wird, wogegen die Literatur des unverhältnismäßig wirksameren gemischten Chores (Sopran, Alt, Tenor und Bass) von allen hervorragenden Componisten bereichert wurde.

Seit mehr als 40 Jahren ist nun Reichenbergs Publicum mit Männerchören gefüttert worden. Wie viele Tausende süßlicher Nummern von Abt, Kücken und Consorten haben wir schlucken müssen, wie viele komische Couplets wurden von kleineren Vereinen zu Gehör gebracht! Aber nicht genug, dass wir von Abt, — der in der Musik etwa dasselbe ist, was ein schlechter Colportage-Roman für die Literatur bedeutet, — im Männerchore hören mussten, selbst im gemischten Chor, der so unversiegbare, unvergleichliche Schätze guter Musik besitzt, mussten wir Abt und Kücken ungezählte Male genießen. Das Publicum gewöhnte sich mit der Zeit an Abts süßlichen Gefühlsdusel so sehr, dass ein Chor, ein Solo, um zu gefallen und zu zünden, im Stile und in der Manier Abts abgefasst sein mussten. Das unmännliche, weichliche Geklingel nahm man für Melodie, das Ausklingenlassen in hohen Tönen, alles nur auf äußeren Effect berechnet, für Kraft. Mit diesem Maßstabe trat nun das Reichenberger Publicum an Oratorien heran und harrte der Dinge, die da kommen sollten.

Die Enttäuschung konnte nicht ausbleiben. Statt rührseliger Melodien war nur ernste Musik zu hören, anstatt entnervender, im schwächsten Pianissimo ausklingender Verse auf Herz — Schmerz durchwegs polyphone Gesänge und ausführliche Fugen. Obendrein hatte das Oratorium den Nachtheil, dass es länger währte und ohne Bier und Rauch vonstatten gieng, während man bei Liedertafeln dem heiligen Leib die sorgsamste Pflege angedeihen lassen konnte.

Unser Publicum ist genau so musikalisch, als es unter solchen Verhältnissen werden konnte. Hätten unsere musikalischen Kreise durch 50 Jahre anstatt Abt, Proch sammt Gefolge stets nur immer gute gemischte Chöre gehört, wären sie mit den Altklassikern und Romantikern vertrauter geworden, wären leicht verständliche Kammermusik, gute Lieder gebracht worden, dann wäre unser Publicum in innigen Contact mit den hervorragenden Compositionen der Altmeister und Tonsetzer der Gegenwart, gekommen. Die Summe der gehörten, guten Musik hätte unbedingt in den musikalischen Kreisen Reichenbergs die bestimmte, unverrückbare Ansicht über den Wert der gediegenen Compositionen herausbilden müssen.

Freilich wurden mit unsicher tastender Hand bald ein Clavier-, bald ein gutes Violinsolo eingeschoben, auch bildete sich ein Hausorchester,

um von Zeit zu Zeit mit hübschen Nummern in die Öffentlichkeit zu treten; sogar Clavierconcerte, ein Concert für Geige und Bratsche kamen zur Aufführung, doch blieb es leider nur bei diesen Versuchen. In dem verwerflichen Bestreben, dem Publicum Concessionen zu machen, unter der gleißnerischen Phrase, man müsse dem Geschmacke des Publicums Rechnung tragen, kehrte man wieder zur alten Methode zurück, statt den Männerchor auf ein Minimum zu beschränken, für zahlreiche Frauenstimmen zu sorgen, einen musikkundigen Ausschuss zu organisieren, und stricte, ohne rechts oder links zu schauen, gute classische Musik zu bringen. Selbstredend müsste in erster Linie das Wirkungsvolle aus der gediegenen Literatur berücksichtigt werden, man dürfte nicht auf kühle Compositionen mit gut klingenden Namen verfallen, oder gar Experimente machen, wie es seinerzeit mit Erdmannsdörfer's „Schneewittchen" geschah.

Die vereinzelte Aufführung von guten Compositionen konnte die zahlreichen seichten und wertlosen Nummern nicht im Entferntesten wettmachen. Was half es, wenn in einigen Liedertafeln gute Chöre, gehaltvolle Soli zum Vortrage gelangten, wenn eine Nummer der angeführten rührseligen Componisten das frühere Gute paralysierte? Was würde man dazu sagen, wenn inmitten des Vortrages eines Rhapsoden, etwa Türschmanns, Girardi mit einem picanten Couplet aufträte? Wer hätte den Erfolg, wem würde zugejubelt, wer würde ungezählte Male herausgerufen werden? Würde der Kunstrichter dem Enthusiasmus des Publicums zustimmen können, weil dieses, ohne zu prüfen, das Couplet mit seinem prickelnden Reize auf sich einwirken lässt, und Türschmanns künstlerisch hohen, ja unvergleichlichen Vortrag mit achtungsvoller Reserve hinnimmt?

Gewöhnlich vergehen drei und noch mehr Jahre, ehe wieder ein größeres Werk in Angriff genommen wird; so sehr wir den Heroismus zu schätzen wissen, mit dem trotz der so geringen Erfolge immer wieder an die Aufführung von Oratorien geschritten wird, können wir uns doch nicht verhehlen, dass die Liedertafeln, in unserm Sinne durchgeführt, mehr Wert besitzen, als ein großes Werk nach einer Hungerperiode von mehreren Jahren. Die fünf satzungsmäßigen Liedertafeln, wenn sie durchwegs gute Musik bringen, wirken unverhältnismäßig anregender (schon durch die gebotenen kleineren Formen), als das große Werk, dem das Publicum fremd entgegentritt.

Der Männergesangverein ist zu conservativ, sein Ansehen scheint zu fest begründet, als dass er die Richtigkeit unserer Ausführungen an-

erkennen sollte. Er negiert den Geist der Zeit, der unablässig gehaltvolle Musik fordert, und nicht zum Geringsten pocht er auf seine sechsundvierzigjährige Thätigkeit; während dieses Zeitraumes haben sich so manche Theile von ihm losgelöst, um nach einiger Zeit wieder in ihm aufzugehen. Es waren eben Männerchöre! Der Gesangverein hat auch den „Chorverein“ entstehen und vergehen sehen und es ist nicht ausgeschlossen, dass er noch manchen Verein überleben wird. Nichtsdestoweniger hat der Männergesangverein darauf zu sehen, dass sein Ansehen gewahrt bleibe; es könnte sonst wahrlich leicht geschehen, dass ein Verein, von geschickter Hand geleitet, ihm mit der Zeit den Rang abläuft.

Weit zielbewusster gieng der Chorverein des Allgemeinen Richard Wagner-Vereines an seine Arbeit; er hat immer und allezeit musterhafte Programme gebracht und Tonstücke ausgeführt, die im Männergesangverein einfach undenkbar gewesen wären. Zu ganz besonderem Danke sind die musikalischen Kreise Reichenbergs dem Chorverein des Wagnervereines dafür verpflichtet, dass er Bach und Händel so sorgsame Pflege zutheil werden ließ, dass er dem Streichquartette sammt den einschlägigen Gattungen einen hervorragenden Platz in seinen Aufführungen anwies, Clavier- und Violinsonaten in sein Programm aufnahm. Der genannte Verein, der seine Gründung den beim Männergesangverein besprochenen Übeln verdankt, war ursprünglich als reiner Musikverein ohne das kostspielige und — sagen wir es offen — überflüssige Anhängsel „Bayreuth“ gedacht. Leider ist das anfängliche Ziel des Vereines, gedeihlich auf die Hebung der heimischen Musikverhältnisse einzuwirken, bald verrückt worden. Der Verein schickt einen großen Theil seiner Einnahme nach Bayreuth und beraubt sich so der Möglichkeit, je an eine größere Aufgabe, die beträchtliche Kosten verursacht, herantreten zu können.

Wir verkennen nicht im Geringsten Wagners Bedeutung für die Tonwelt; auch wir würdigen und verehren dankbar seine Schöp ungen mit Genugthung erfüllt es uns, dass auch in unsern Mauern ein Wagnerverein besteht, der nach Maßgabe seiner Kräfte für die Erhaltung der Bayreuther Aufführungen eintritt. Allein dass der Chorverein, der innerhalb der heimischen Grenzen so wohlthätig wirken, der für eine Hebung und Veredlung des Geschmackes sorgen könnte, dass dieser so ganz im Banne Wagners liegt, dass er seine Segel so sorgfältig nach dem Winde dreht, der von Bayreuth weht, das erfüllt uns mit tiefem Bedauern. Zwar hat der Chorverein innerhalb des Wagnervereins eine selbstständieg

Stellung, doch ist dies nur scheinbar der Fall; wohlweislich findet sich in den Satzungen die Bestimmung, dass das etwa vorhandene Vermögen im Falle der Auflösung dem Bühnenweihfestspiel-Fonde in Bayreuth zufällt. Und welch sonderbare Blüten treibt dieser Wagner-Cult! Als ein vortrefflicher fremder Sänger zu einem Musik-Abende den Vortrag einiger Lieder von Schumann ankündigte, wurde ihm bedeutet, hievon abzusehen, da „Schumann nicht den Intentionen des Meisters entspräche." Jawohl, vieles lässt sich mit Hilfe des dickleibigen Glasenapp erreichen, man kann sogar Schumann und Mendelssohn aus der Welt escamotieren. Hätte dies in einem Verein geschehen können, der sich die Pflege gediegener Musik, woher immer sie stammen möge, zur Aufgabe macht? Ist es nun ein Vortheil, wenn man so ganz durch den Geist von Bayreuth beschattet wird? Gewiss nicht.

Schließlich liegt die Frage ganz nahe: „Haben wir wirklich Ursache, den Bühnenweihfestspielen, deren Leitung die Theilnahme der deutschen Vereine — wie es die diesjährigen Berichte deutlich zeigen — ohnehin nicht gebührend zu würdigen weiß, so große Opfer zu bringen, Opfer, mit denen in Reichenberg selbst unverhältnismäßig Vieles und Großes geleistet werden könnte?" Wohl wahr, es fahren einige unserer Mitbürger nach Bayreuth, allein, ist es immer die hehre, glühende Kunstbegeisterung, die sie hinführt, spielt nicht manchmal die „Mode" ein bischen mit hinein? Wäre es nur die Liebe zur Kunst, die zur Fahrt nach Bayreuth drängt, so bliebe es ein sehr dunkles Räthsel, warum die schlesischen Musikfeste in Görlitz so arg von uns vernachlässigt werden. In Görlitz werden uns Leistungen aus allen Gebieten der Musik geboten, in Bayreuth eine einzige Oper, nach Görlitz führt uns die Bahn in wenigen Stunden, dem Aufenthalte in Bayreuth müssen Tage geopfert werden, und erst im Kostenpunct, welch ein Unterschied! Und das alles müssen die Reichenberger nicht wissen, denn sonst wäre es unmöglich, dass von den vielen, die entflammt von glühender Leidenschaft zur edlen Kunst, alljährlich nach Jean Pauls Geburtsort pilgern, heuer in Görlitz am dritten Musikfesttage nur zwei, wir wiederholen, nur zwei anwesend waren. Wir dürften doch wohl recht haben, man geht nach Bayreuth, um „dort gewesen zu sein," um „mitsprechen zu können."

Kann man übrigens Wagner verstehen und würdigen, wenn man die Altmeister nicht vollständig inne hat? So muss der Enthusiasmus vieler Bayreuth-Pilger bedenklich erscheinen, wenn man erfährt, dass den meisten von ihnen im günstigsten Falle einige wenige Werke der Classiker

aus dem Clavierauszuge bekannt sind. Ebenso windig wird es um die Bekanntschaft mit den neueren Componisten aussehen, und nur wenige werden sich in Reichenberg rühmen können, je eine Brahms'sche Symphonie gehört zu haben. Für die unendliche Melodie Bayreuths möchte man aber gut vorbereitet kommen. Wäre es nicht lächerlich, wenn einer von Ibsen mit Begeisterung spräche, um dann naiv zu erklären, von Goethe freilich wisse er nichts? Liegt nicht ein solcher Vergleich bei so vielen Wagner Schwärmern nahe?

Nach dieser Abschweifung kommen wir wieder auf den „Chorverein des Wagnervereines" zurück. Er hätte ein Segen für Reichenberg werden können, aus ihm hätte sich das gesammte Musikleben der Stadt frisch und kräftig entwickeln können, bei nur einiger Rührigkeit hätte er den Männergesangverein, den er an künstlerischem Gehalt der Programme lange überholt hat, gewiss überflügeln müssen. Mit gebundenen Flügeln aber ist schwer arbeiten, und solange die bleiernen Ketten Bayreuths an diesem Vereine hängen, besitzt er nur wenig Aussicht auf blühendes Gedeihen. Wahrlich, es sollte doch allen Musikfreunden als nächstes Ziel vorgezeichnet bleiben, in Reichenberg selbst etwas zu schaffen.

Was bei uns sonst noch an guter Musik zu hören ist, zählt sehr wenig. Virtuosen verirren sich nur selten nach Reichenberg, und die wenigen Künstler, die bisher auf eigene Rechnung hier spielten, hatten bittere Erfahrungen zu verzeichnen. In Reichenberg will sich niemand finden, der ein Concert unternimmt; obendrein sind Concerte bei uns sehr erschwert durch eine fünfprocentige Abgabe vom Bruttoerträgnisse an den Theaterdirector, sowie durch dessen Liebenswürdigkeit, mit der er für denselben Abend, an dem ein Concert stattfinden soll, gewöhnlich mit einer Operetten-Novität herausrückt.

Gute Musik hören wir in den Matinéen des Herrn Ferd. Gerhardt; bekanntlich sind diese in erster Linie darauf berechnet, seinen Schülern Gelegenheit zu geben, sich an das öffentliche Spiel zu gewöhnen; für das Gros des Publicums werden also jene Matinéen, die nur Anfänger ins Treffen führen, nicht in Betracht kommen können. Maßgebend werden nur jene Aufführungen sein, die technisch vorgeschrittene und gestaltungsfähige Schüler beschäftigen. Herr Gerhardt beschränkt sich übrigens in seinen Darbietungen nicht allein auf das Clavierspiel; er hat Streichquartetten, guten Sängern, gemischten Chören jederzeit in den Programmen der Matinéen einen Platz eingeräumt, und schöne Werke haben wir dort klar und ausdrucksvoll vortragen hören. Ein großer Vorzug dieser Ver-

anstaltungen besteht darin, dass sie in der einzig richtigen Form — vor Sesseln — stattfinden; nachtheilig ist das kleine Local, welches die zahlreichen Besucher, die bekanntlich freien Eintritt haben, nicht zu fassen vermag und abgestufte Klangwirkungen nicht zulässt.

Gelegenheit, einem großen Publicum gediegene Musik zu bieten, wäre nur im Gotteshause geboten, weil hier ein großer Apparat (Orgel, Orchester, gemischter Chor) zur Verfügung steht. Die Kirchenmusik könnte in Reichenberg nach vielen Richtungen hin in besserer, würdigerer Weise zu Gehör gebracht werden; weder die Wahl der Compositionen, noch die Ausführung vermag die Freunde geistlicher Musik völlig zu befriedigen denn es ist zu beklagen, dass an einzelnen Feiertagen anstatt der Messen von Drobisch, Führer, Groh, Horak, Kemptner, Reimann — die an ganz besonders hohen Festen mitunter einer Haydn'schen oder Mozart'schen Platz machen — nicht die herrlichen Vocal-Compositionen eines Palestrina, Lassus, Isaak, Senfl, Gabrieli, Allegri und ungezählten andern zur Aufführung gebracht werden. Das ist ja die eigentliche, echte, wahre Kirchenmusik, würdig, erhaben, ruhig, innerlich, während die Instrumentalmessen, wer immer sie componiert haben mag, etwas Weltliches, Unruhiges, ja Geräuschvolles an sich haben. Wenn ein Gloria mit ganzer Harmoniebesetzung, lärmenden Posaunen, schmetternden Trompeten, voller Orgel und grandiosem Trommelwirbel vonstatten geht, so kann von diesen Fluten, in welchen ein kräftiger, gemischter Chor ohnmächtig untergeht, kaum eine Anregung zur Andacht erwartet werden.

Wieviel edler nimmt sich der reine, vierstimmige gemischte Chorsatz aus, der, mag er nun homophone oder polyphone Tonsätze bringen, für die geistliche Musik wie geschaffen ist. Die homophonen Compositionen gewinnen, indem man die Harmonien haarscharf aufeinander folgen hört; welche Würde, welche Erhabenheit strömt ein rein gesungener Chorsatz von Palestrina aus! Der polyphone Satz, also Motetten, Fugen, frei durchgeführte Tonstücke imponieren durch die jeder einzelnen Stimme innewohnende Selbstständigkeit, die unabhängig von der melodieführenden ihre Wege geht.

Wäre der Chor verhalten, uns bei festlichen Anlässen solche Compositionen zu bringen, dann würde Reichenbergs Kirchenmusik schon durch die Vornehmheit der Tonstücke anregend auf das Publicum wirken, und nicht zuletzt würde unser Ansehen auf dem Gebiete der Kirchenmusik in der Öffentlichkeit gewinnen. So aber erhöht es kaum unsern Ruhm, wenn man wahrnimmt, dass in den umliegenden Marktflecken und Dörfern

dieselben Messen, gesungen werden, wie in Reichenberg, das nur den Vorzug der bessern Aufführung hat. Reichenberg besitzt eine gewisse musikalische Tradition, wie eingangs in unseren Ausführungen nachgewiesen wurde, und diese sollte doch respectiert werden; doch nicht genug, dass unsere Kirchenmusik keinen Fortschritt aufzuweisen hat, — sie vermochte sich nicht einmal in den vor 60 Jahren betretenen Geleisen zu erhalten, sie ist einfach zurückgegangen.

Nebst den erwähnten Vocal-Compositionen könnte auch noch ein Moment wesentlich zur Hebung unserer Kirchenmusik beitragen, und das wäre eine ausgiebige Verwendung der Orgel. Zum Vorspiel, wie zum Postludium könnten doch Compositionen hervorragender Meister benützt werden; unserem Organisten, Herrn Rob. Ludw. Proksch, der eine große Fertigkeit auf dem Manual und dem Pedal entwickelt, bereitet es ja keine Schwierigkeiten, uns bei Hochämtern und festlichen Anlässen mit einem gediegenen Präludium und eben solchem Nachspiel zu erfreuen. Hie und da hörten wir ja ein mit Verve gespieltes Präludium von Bach, unverhältnismäßig öfter jedoch fertigt uns Herr Proksch mit zahmen Componisten ab.

Die Art und Weise der Ausführung der Kirchenmusik kann nur in wenigen Theilen gutgeheißen werden. Auffallend ist die geringe Zahl derer, welche den gemischten Chor bestreiten, noch auffallender der Mangel geeigneter Solisten. Die Schwäche des gemischten Chors wird klar, wenn eine reicher instrumentierte Messe stattfindet; es machen sich dann die Blechblasinstrumente sehr unangenehm bemerkbar. Zu gering ist auch die Zahl der Streicher, insbesondere wird das Cello nur sehr selten gespielt; auch Holzbläser mangeln. In der neuesten Zeit blieb uns sogar die Wahrnehmung nicht erspart, dass Flöten, Clarinetten, Oboen, ganz zu schweigen von Fagotten, gar nicht vertreten waren, so dass wir nur Trompeten, Posaunen und Hörner hörten, während die fehlenden Holzblasinstrumente von der Orgel gebracht wurden.

Die Aufführungen mit einem derart zusammengeschrumpften Körper leiden überdies an dem Generalübel, dass sie nicht dirigiert werden. Der Regenschori Herr Josef Schmidt beschäftigt sich als Geiger, als Dirigent tritt er erst in Thätigkeit, wenn Gefahr droht. So geschieht es, dass die Tempi beim Beginn einzelner Tonstücke selten festgestellt sind; sie müssen sich erst im Verlaufe einiger Takte ergeben. Von Präcision, Nuancierung kann unter solchen Verhältnissen keine Rede sein. Davon geben am besten die Responsen beredtes Zeugnis. Ferner muss noch darauf hingewiesen werden, dass sämmtliche Aufführungen in den Kirchen

unter einer, wenn auch nicht gerade unreinen, so doch sehr schwebenden Stimmung leiden. Die Instrumente stimmen nach der Orgel ein, und wenn man beobachtet, wie lässig dies betrieben wird, dass sich ferner unter den Geigern zehn- bis zwölfjährige Knaben befinden, deren Einstimmen nicht controliert wird, dann darf es nicht wunder nehmen, dass die Stimmung nie eine vollständig reine wird.

Die geistliche Musik der andern Confessionen ist bald besprochen. In der protestantischen Kirche ist jahraus jahrein nichts zu hören. Vergegenwärtigen wir uns, was in Zittau geboten wird, so drängt sich uns die Frage auf, ob das Curatorium der evangelischen Gemeinde recht daran thut, den Kunstgesang ganz zu vernachlässigen. Es kann doch nicht schwer fallen, einen gemischten Chor zusammenzustellen, der den regelmäßigen Gottesdienst bestreitet.

Unverhältnismäßig besser sieht es in der Synagoge aus, woselbst ein stattlicher Chor in Thätigkeit ist. Die Art und Weise des jetzigen gottesdienstlichen Gesanges ist mit dem im alten Gebäude stattgehabten nicht zu vergleichen; dieser konnte als abschreckendes Beispiel gelten, jener, der unter der Leitung des Herrn Julius Fischer stattfindet, kann als immerhin nachahmenswertes Muster hingestellt werden. Besonders rühmend ist die Ausführung der Responsen hervorzuheben, die sehr präcise und musterhaft nuanciert gesungen werden. Bemerkenswert ist ferner, dass der Tempelchor, welcher erst seit etwa drei Jahren besteht, bereits zu wiederholten Malen Chöre von Bach, Händel, Haydn, Hauptmann und Mendelssohn aufgeführt hat, was hoch anzuschlagen ist, wenn man in Erwägung zieht, dass nur ein Dilettant Leiter des Chores ist. Erwähnenswert bleibt schließlich auch eine vollständige Musik zum Freitag-Gottesdienste, die im Auftrage des Chores der hiesige Musiker und Tempelorganist Herr Ferd. Gerhardt geschrieben hat. Die Vorträge in der Synagoge gewinnen an Wohlklang durch eine vorzügliche Akustik, die in keinem andern Gebäude Reichenbergs beobachtet werden kann.

Eine Oase in der Wüste unseres Musiklebens ist die Kammermusik, welche in dem Quartette „Reimer" vornehme Vertreter gefunden hat. Es recrutiert sich nur aus Dilettanten, hat jedoch durch Ernst, Gewissenhaftigkeit, sorgfältiges Studium und liebevolle Hingabe eine beachtenswerte, künstlerische Stufe erreicht. Was uns das Quartett „Reimer" in der letzten Zeit geboten hat, war geeignet, selbst strengen Anforderungen zu entsprechen, namentlich heuer hat diese viel zu wenig gewürdigte Vereinigung geradezu Rühmenswertes geleistet. Nicht weniger

als zwölfmal sind in dieser Saison die Herren Gustav Straschnow (I. Violine), Rudolf Vatter (II. Violine), Anton Jantsch (Viola) und Josef C. Reimer (Cello) aufgetreten, eine außerordentliche Leistung, wenn wir berücksichtigen, dass dies stets mit wechselndem Programm geschah. Von besonderem Interesse sind die Clavier-Trios, -Quartette und -Quintette, die früher mit Herrn Ferd. Gerhardt, jetzt mit Frl. Anna Herzog am Piano von statten gehen.

Die Kammermusik hat in Reichenberg mehrere Anläufe zu verzeichnen, welche ihr einen dauernden Erfolg sichern sollten. So veranstaltete Herr Professor Friedrich Maschek einige Abende, welche ein kleines Publicum im Hôtel „zum goldenen Löwen" versammelten, das begierig der durchwegs gediegenen Musik lauschte. Bei Herrn Professor Maschek selbst wurden jahrelang regelmäßig Clavierquartette und -Quintette unter Zuziehung geübter Orchestermitglieder gespielt; dass diese Abende nicht mehr abgehalten werden, mag verschiedene Ursachen haben, die zu untersuchen nicht unsere Aufgabe sein kann. Für uns hatten sie den gewichtigen Vortheil, dass der Sinn für gute Musik erregt und rege erhalten wurde, und ihre Einstellung bedeutet einen schweren Verlust.

Das Quartett Deyl, mit dem Primgeiger Herrn Meißner tritt selten in die Öffentlichkeit und meidet auch größere Aufgaben.

Instrumentalsolisten haben wir in Reichenberg nur spärlich zu verzeichnen, seitdem unsere Berufsmusiker auffallend zeitlich das Solospiel aufgeben. Herr Robert Proksch, den das Alter wahrlich noch nicht drückt, spielt schon seit fünfzehn Jahren kein Solo, und in der neueren Zeit hat sich auch Herr Ferd. Gerhardt zurückgezogen; desto eifriger wenden sich die Damen dem Clavierspiele zu. Fräulein Anna Herzog erfreut uns hie und da durch den Vortrag einer Beethoven'schen Sonate, und sehr beachtenswerth sind auch die Leistungen der Damen Marie Teimer und Martha Sauerbrey.

Dünn gesäet sind die Streicher; größeren Aufgaben sind dermalen nur die Herren Josef Schwertner und Gustav Straschnow gewachsen. Herr Josef Schmidt hat sich von jeher größeren Soli entzogen, während Herr Alfred Meißner, der einst zu großen Hoffnungen berechtigte, nur selten in die Öffentlichkeit tritt.

Die Holz- und Blechblasinstrumente haben in ihrem ganzen Umfange in Reichenberg keinen geeigneten Solisten aufzuweisen.

Jene Gattung Musik, die uns das größte Material zur Besprechung liefern sollte, die Concertmusik nämlich, ergibt die magerste Ausbeute.

Nicht als ob es uns an Orchesterconcerten mangelte, findet doch fast jede Woche ein Militärconcert statt; aber was diese bieten, lohnt kaum der Rede. Die Programme dieser Concerte ähneln sich wie ein Ei dem andern: Märsche, Walzer, Polken, zusammengestellte Brocken aus Opern und Operetten, endlich die werten Compositionen des Herrn Capellmeisters, die sich aus der Tanzform selten herauswagen. Soll ein Militärconcert einen besonderen Anstrich erhalten, dann läſst man den „Traum eines Reservisten" aufmarschieren; er träumt sehr umständlich, daher die eine volle Stunde währende Musik, die uns ehrwürdige Witze, die durch ihr Alter nicht an Güte gewonnen haben, wie das Krähen der Hähne und Kindergeschrei, bis zum Überdrusse vorführt.

Ob das Militärconcert bei dem Entree von zehn Kreuzer oder dem eines Guldens stattfindet, gilt gleich. Vergebens sucht der Musikfreund hier wie dort nach einer Symphonie, einer Suite oder wenigstens einem Satze derselben. Wir sind einmal zur musikalischen Unwissenheit verurtheilt. Die Symphonien von Haydn, Mozart, Beethoven, Mendelssohn, Schumann, Brahms, sie bleiben uns verschlossen; Clavier-, Orgel-, Violin-, Cellosoli, wir kennen sie nicht. Wir lechzen nach Musik, statt ihrer hören wir nur ihren Abhub. Die Generation, mit der wir aufgewachsen sind, steht im besten Mannesalter; man frage sie der Reihe nach, selbst jene, die Musik treiben oder acht Jahre Clavier spielen, ob sie je eine Mozart'sche, je eine Beethoven'sche Symphonie gehört haben.

Sollen wir immer darauf angewiesen sein, in die weite Welt zu fahren, um eine Nummer unserer Classiker zu hören? Sind wir wirklich so gleichgiltig, so theilnahmslos geworden, daſs wir uns von einer kleineren Stadt, wie dem benachbarten Zittau, beschämen lassen müssen?

Doch wir selbst tragen nur geringe Schuld daran, daſs wir der edelsten der Künste so kalt gegenüberstehen; unbewuſst sind wir auf den Pfad gedrängt worden, auf dem wir ratlos verharren müssen, bis unsere Selbsterkenntnis, unsere Energie und damit unser eingeschläferter Kunstsinn wachgerufen werden.

Außer den angeführten Factoren, von denen wir eingangs mit Recht behaupteten, daſs sie uns der gediegenen Musikliteratur entfremden, ist es insbesondere der schlechte Musikunterricht, der in Reichenbrg so herrliche Früchte gezeitigt hat. Mit demselben hat es eine ganz sonderbare Bewandnis, und die eigenthümlichsten Umstände treffen zusammen, die eine Hebung, eine Besserung ganz unmöglich erscheinen lassen. Bei jeder andern Sache straft sich das Nicht-Solide, die Unkenntnis von selbst.

Der Handwerker, der schlecht liefert, verliert die Arbeit, der unreelle Kaufmann verliert den Credit, nur der Musikunterricht — leider ein freies Gewerbe — vermag sich bei der größten Stümperhaftigkeit, bei der ärgsten Gewissenlosigkeit und bei der crassesten Unwissenheit siegreich zu behaupten.

Jeder Handwerker ist vom Gesetze verhalten, einen Befähigungsnachweis zu liefern, nur der Musiklehrer, dem Kinder durch eine Reihe von Jahren zum Unterrichte anvertraut werden, braucht keine Befähigung; geht einem Fleischer oder einem Schuster sein Gewerbe nicht, dann wird er — Clavierlehrer. Dem Leser wird dies Beispiel abgeschmackt erscheinen, leider ist es einer traurigen Wirklichkeit entnommen.

Unsere Clavier- und Violinlehrer bringen nur zum geringsten Theile die nötigen Kenntnisse für ihr Fach mit; ein verschwindend kleiner Theil der Clavierlehrer und -Lehrerinnen weiß etwas vom Anschlag und dessen Erzeugung, ein ebenso kleiner Theil versteht gesunde, natürlich entwickelte Technik von einer forciert betriebenen, daher unsauberen zu unterscheiden. Ein Generalfehler ist das Spielen zu schwieriger Stücke, die der Lehrer selbst auszuführen und klar zu behandeln nicht imstande ist. Nur ein ganz geringer Theil unserer Clavierlehrer ist mit den Werken der guten Componisten vertraut, und oft geht, was gelehrt wird, über das Tanzstück und das berüchtigte „Gebet einer Jungfrau" nicht hinaus.

Wenn also die überwiegende Zahl der Clavierlehrer Reichenbergs die berühmten Componisten kaum dem Namen nach kennt, wie steht es dann um ihre Schüler? Woher sollen diese wissen, dass es nebst dem Componisten der „kleinen Fischerin" und des „Gigerlmarsches" auch einmal einen gewissen Beethoven gegeben hat? Und diese Generation, die daheim den „Höherpeter-Marsch" klimpert, und in den Liedertafeln schneidige Couplets à la „Hirsch in der Tanzschule", dann die gefühlvollen Liedchen von Abt und Proch hört, sollte einen Sinn, ein Verständnis für gediegene Musik haben?

Wir sind aber noch nicht zu Ende. Wir sprachen bis jetzt nur von Clavierlehrern, die doch wenigstens eine leidliche technische Fertigkeit besitzen, sei diese auch nur so groß, ein Tanzstück herabwerkeln zu können. Wir besitzen aber Clavierlehrer, die nicht einmal ein Tanzstück spielen können, die nicht einmal imstande sind, eine Tonleiter fehlerfrei zu spielen. Ein derartiges Proletariat von Clavierlehrern musste notwendiger Weise auch ein Proletariat von Clavierschülern zur Folge

haben. Nicht nur, dass Hunderte von Clavierspielern nichts lernen konnten, weil der Lehrer nicht die geringste Befähigung besaß, sie nahmen auch noch die größten Fehler an, deren Beseitigung selbst dem gewissenhaftesten Lehrer Schwierigkeiten bereitet.

Je schlechter und unwissender der Clavierlehrer ist, desto mehr Schüler besitzt er. Der Mann ist eben billig! Dagegen wissen wir Fälle, dass rationelle hiesige Clavierlehrer, die freilich höhere Honoraransprüche stellten, sehr wenig zu thun hatten und zum Zeitvertreib den Fußboden lackierten.

Man wende uns nicht ein, anderwärts sei es auch nicht besser; wir haben keinen Grund, uns an den noch tristeren Musikzuständen anderer Städte ein Beispiel zu nehmen.

Unseren Violinlehrern, von denen einige den Sammelunterricht (zehn bis zwölf Schüler in einer Stunde) sehr schwunghaft betreiben, stellt es kein rühmliches Zeugnis aus, dass sie fast keine Unterrichtserfolge aufzuweisen haben, und noch beklagenswerter ist es, dass keiner von ihnen im Laufe der vielen Jahre ein ständiges Streichquartett zusammenzustellen vermochte: Auch muss der Mehrzahl von ihnen die Befähigung zum Unterrichte leider abgesprochen werden. Die winzige Anzahl der einigermaßen vorgeschrittenen Schüler, die wir zu hören Gelegenheit fanden, krankte an mangelhaftem Strich und dünnem Ton. Doch sind die Violinlehrer wenigstens als Spieler betrachtet, unverhältnismäßig technisch vorgeschrittener als die Clavierlehrer.

Soll den geschilderten Umständen abgeholfen werden, dann muss beim Musikunterrichte begonnen werden. Als unbedingt notwendig wird sich vor allem die Errichtung einer städtischen Musikschule herausstellen, wie sie vor zwanzig Jahren unter Schlosser bestand. Von der baldigen Errichtung eines solchen Institutes, das sich vorderhand nur auf die Ertheilung des Violinunterrichtes beschränken könnte, wird auch die Activierung der Stadtcapelle abhängen. Man vertröste uns nicht auf die Militärcapelle, die wir nach Reichenberg bekommen sollen; sie wird dieselbe Schablone handhaben, wie die anderen Militärcapellen.

Die Errichtung einer Musikschule dürfte die Activierung einer Stadtcapelle im Gefolge haben. Heute würde die selbständige Organisation einer solchen auf Stadtkosten denn doch unser Budget allzusehr belasten. Ist aber eine Musikschule geschaffen, an deren Spitze ein tüchtiger Dirigent steht, wird es ihm ein Leichtes sein, seine Schüler — und an solchen wird es gewiss nicht fehlen, — binnen drei Jahren zu einem

Orchester zu vereinigen, dessen Vorzug zwar nicht in der Stärke, wohl aber in der Trefflichkeit seines Könnens bestehen wird.

Diesen Musikschul-Leiter, den wir uns als schneidigen Dirigenten, als verständnisvollen feinfühlenden Musiker, als tüchtigen Solisten auf seinem Instrumente denken, hätte in seiner Stellung Gelegenheit, unser musikalisches Leben gründlich kennen zu lernen; er könnte kräftig in dasselbe eingreifen, sich mit wesentlichen Factoren wie den Theaterdirectoren ins Einvernehmen setzen und so durch lebendiges Schaffen gesund auf unsere musikalischen Verhältnisse einwirken.

Die Musikschule hätte in erster Linie den Zweck, Schule zu machen und eine Generaticn heranzubilden, die in der gediegenen Literatur Bescheid weiß. Unserm Capellmeister müsste es leicht sein, in drei bis vier Jahren zwanzig Geiger soweit heranzubilden, dass sie erfolgreich im Orchester mitspielen könnten. Ist unser Dirigent der Mann, als den wir uns ihn denken, ein warmherziger Musiker, — kein bloßer Handwerker, — dann wird er die Stadtcapelle früher activieren als man es heute noch vermuthen könnte.

Es erübrigt noch eine Meinung zu widerlegen, die sich allenthalben eingebürgert hat. Das ist die Frage, ob bei musikalischen Aufführungen das Berufsorchester durch Dilettanten verstärkt werden könne. Lassen wir die Erfahrungen sprechen, die wir nach dieser Richtung sammeln konnten.

Die Oratorien, sowie die wenigen rein instrumentalen Nummern, die in Reichenberg aufgeführt wurden, krankten stets an dem mangelhaften Orchester; wenn dessen Kern und Majorität sich aus Berufsmusikern zusammensetzte, wenn selbst die tüchtige Stadtcapelle aus Zittau zur Mitwirkung herangezogen wurde, so machten sich doch die meisten der mitwirkenden Dilettanten unangenehm bemerkbar. Man vergesse nicht, dass der größere Theil von ihnen sein Instrument während des ganzen Jahres vernachlässigt, so dass er schon technisch seiner Aufgabe nicht gewachsen ist; dazu kommt die falsche Sucht, ja Prim zu spielen. Was unsere Dilettanten auf der Bratsche, dem Cello und dem Violon zuwege bringen, wollen wir lieber nicht erörtern; w i r bringen Dilettantenorchestern nicht die Pitetät entgegen, welche man vor 50 Jahren für sie an den Tag legte. Uns imponiert es nicht wie unsern Vätern, wenn wir ein Orchester von 80 bis 100 Mann beisammen sehen; wir beanspruchen technische Bewältigung, klare Darstellung, natürlichen Vortrag. Wenn aber der Musiker sich anstrengen muss, aus dem orchestralen Parte überhaupt klug zu werden, wenn er vergeblich das klare Herausheben

der Themen, das Unterordnen des Nebensächlichen erwartet, und statt dessen nur die Noten roh herabgesäbelt werden —, welchen Genuss kann eine solche Leistung dem Musikfreunde bieten, und welche Ansicht soll sich der Laie darüber machen?

Vielleicht werden gegen diese Ausführungen mannigfache Einwände geltend gemacht werden, aber ein Lob wird man uns nicht versagen können, man wird zugeben müssen, dass wir die Ersten sind, welche offen und ungescheut die Finger in die Wunde legen und Übelstände an den Pranger stellen, die schon längst nicht mehr vorhanden wären, wenn der berufenste Factor, die Kritik, ihrer Aufgabe voll und ganz gerecht geworden wäre. Wie sieht es aber um die musikalische Kritik Reichenbergs aus? — Sie ist merkwürdiger Weise in den Händen von Dilettanten. Uns ist nicht erinnerlich, dass bei uns je ein Musiker von Beruf ein Referat über ein Concert abgefasst, oder sonst in den Zeitungen etwas veranlasst hätte, was Einfluss auf unser Musikleben nehmen könnte. So muss constatiert werden, dass in Reichenberg die Dilettanten die Träger der musikalischen Cultur sind. Sie setzten sich allezeit warm für die Pflege guter Musik ein, sie berichteten gern und freudig über gelungene Aufführungen. Dilettanten waren es, die den Wert Ferd. Gerhardts ins rechte Licht setzen, das eminente Talent des Frl. Teimer richtig würdigten und anregend und belehrend auf das Quartett Reimer wirkten; sie berichteten mit Überzeugung und Begeisterung von Seb. Bachs unvergleichlichen Werken, vermittelten treffliche Concerte, spornten Componisten an, ihre Anlagen nicht brach liegen zu lassen, und brachten es sogar dahin, dass eine der ersten Quartettvereinigungen Gerhardts 2. Streichquartett in Reichenberg spielte.

Und welche Anregungen verdanken wir unseren Berufsmusikern? Mit Ausnahme eines halben Dutzendes von Musikern, denen die Kunst mehr denn ein Broterwerb ist, stehen wir meist nur Handwerkern gegenüber, die sich über einen einfachen Dreiklang keine Rechenschaft zu geben wissen.

Dem musikalischen Berichterstatter fehlt in Reichenberg die Gelegenheit sich auszubilden, es mangeln gute Concerte und damit die Handhabe zum Vergleich. Er mag theoretisch genügend gebildet sein, die gute Richtung befürworten, er mag auch ästhetisches Gefühl für das Schöne mitbringen, — immer wird er zweifeln müssen, ob sein Urtheil ein richtiges ist. Die Concerte des Quartettes Reichmann wurden seinerzeit sehr günstig besprochen und wir können versichern, dass es dem Bericht-

erstatter heiliger Ernst mit dem gezollten Lobe war. Seit Jahren hatten wir außer dem Reimerquartett kein anderes Streichquartett gehört; was Wunder, dass uns Reichmanns so sehr gefielen! Als wir aber darauf das Quartett Heckmann aus Cöln hörten, war es uns klar, dass wir Reichmanns zu hoch gestellt hatten. Als diese wieder hier concertierten, wollte sich kaum ein Referent finden, und dieser sprach merklich kühler von den Leistungen des Quartettes.

Die Milde unserer Zeitungsredactionen brachte es mit sich, dass über einzelne musikalische Aufführungen sehr nachlässig oder gar nicht referiert wurde. Es fallen uns die wenigen Symphonien ein, die im Theater zu Gehör gebracht wurden. Ohne Verständnis, ohne Klarheit, ohne jede Pietät wurden dieselben erbarmungslos heruntergespielt. Der Leiter dieser unrühmlichen Aufführungen hat übrigens noch ganz andere Kunststücke zuwege gebracht. Dahin gehört das förmliche Abhetzen der Mozart'schen Opern, namentlich der Ouverturen.

Über diese und ähnliche Aufführungen wurde in unsern Blättern nichts berichtet. Was soll nun der zahlende Musikfreund von solchen Concerten halten? Er kommt in der sicheren Erwartung, gediegene Musik zu hören, und vernimmt nun ein confuses, regel- und tactloses Durcheinander! In seiner Ehrlichkeit zweifelt der Mann an seinem Musikverständnisse, er sagt sich ruhig, ohne Bitterkeit, dass die classische Musik für ihn nicht geschaffen sei. Das behauptet er in der Familie, im Kreise seiner Freunde, und alles beeilt sich, den Aufführungen, welche die sogenannte classische Musik bringen, behutsam aus dem Wege zu gehen.

In solchen Fällen, die nicht vereinzelt dastehen, macht sich der Mangel einer Kritik am meisten fühlbar; dem Publicum muss Gelegenheit geboten werden, geführt von einer gerechten Kritik, die auch zur richtigen Zeit ein kräftig Wörtlein findet, Vergleiche zu ziehen. An der Hand derselben wird es nicht schwer werden, den richtigen Anschauungen über die Kunst Bahn zu brechen, ja wir werden sogar dahin gelangen, dass sich die Ansichten der Kritik mit denen des musikfreundlichen Publicums decken. Kommt aber zu all den Mängeln, die wir zu erörtern Gelegenheit fanden, noch der einer beschönigenden Kritik, die sich in Fällen, wo die Kunst herabgewürdigt wird, in Schweigen hüllen muss, — dürfen wir uns dann wundern, wenn die Kunst überhaupt nicht erfasst, nicht verstanden wird, wenn wir sie täglich in falschem Lichte, in falscher Anwendung sehen müssen?

Unsere vornehmsten Institute, der Männergesangverein sowie der Wagnerverein, sind sich auch noch nicht über den Wert einer sachgemäßen Kritik klar geworden. Beide Vereine sind sehr empfindlich gegen die allerleiseste Ausstellung, mag diese auch in die höflichste Form gebracht sein; desto empfänglicher sind sie jedoch für das Lob, das nicht dick genug gespendet werden kann. Dieses Lob, zumeist der Feder des jeweiligen Schriftführers entflossen, nimmt es mit den geläufigsten technischen Ausdrücken nicht genau, bauscht annehmbare Durchschnittsleistungen zu künstlerischen Thaten auf, und erweckt in hoffnungsvollen Dilettanten, die sich unter richtiger Anleitung zu nützlichen Gliedern der musikalischen Gesellschaft herausbilden könnten, allerlei Phantasiegebilde. Eine hiesige Pianistin erklärte einmal sogar, sie spiele nicht. wenn der ihr verhaßte Referent, der, wahrlich demüthig genug, eine Ausstellung gewagt hatte, das Concert bespreche.

Noch eine Frage wollen wir kurz berühren. Soll unser musikalisches Leben wieder kräftig gedeihen und emporblühen, muss man den Sinn für Musik in die weitesten Kreise zu tragen suchen. In unsern sogenannten noblen Sphären ist für gediegene Musik wenig Interesse vorhanden; man würde allenfalls in ein Patti-Concert gehen, aber ein gewöhnliches Streichquartett, mag es auch die Tüchtigkeit und Virtuosität des Reimerschen besitzen, bleibt stets shocking! Könnte man da nicht an die gesunde Urtheilskraft, an die reine Empfindung der misera plebs contribuens appellieren? In Wien führt das Quartett Duesberg jeden Sonntag ein Volksconcert im alten Rathhaussaale auf, dessen Eintrittspreis mit 25 Kreuzern festgesetzt ist. Allerdings fahren keine Carossen mit galonierten Dienern und Jägern vor, aber der minder geldkräftige Mittelstand, die Kunstschulen, die Hochschulen, sie stellen ein Publicum, das begeistert lauscht und lohnt und den moralischen Erfolg des Quartettes Duesberg weit über den Gelderfolg des Quartettes Hellmesberger hebt, den dieses über ein Publicum von minderer Qualität erringt. Ließe sich dies nicht — mutatis mutandis — auch bei uns einführen? Auch diese Anregung dürfte, in die Praxis umgesetzt, Früchte tragen.

Auffallend ist es, dass unser Theater einen so geringen Einfluss auf unsere musikalischen Verhältnisse ausübt, wobei wir natürlich von der Operette absehen wollen. In welchen Ursachen dies begründet ist, wollen wir später darthun, hat doch unser Theater überhaupt keinen Einfluss, weder auf die Musik, noch auf unser literarisches Verständnis.

In dem aufrichtigen Bestreben, unsere ungesunden musikalischen Verhältnisse einer Ordnung, einer Regelung endlich zuzuführen, ließen wir kein Moment von Bedeutung unbesprochen. Soll ein Übel bekämpft werden, muss man seinen Sitz vorher kennen; wir haben uns bemüht, ihn zu erspähen. Dem Musikfreunde wird es klar geworden sein, dass bei uns bald etwas geschehen muss, um eine Änderung unserer musikalischen Verhältnisse herbeizuführen. Nur der Anregung bedarf es, des thatkräftigen Eingreifens seitens jener Factoren, in deren Händen die Möglichkeit einer Besserung liegt. „Das musikalische Leben Reichenbergs", so sagt Prof. Hübler, „zeigt das Bild größter Zersplitterung. Das vorhandene, aber in Atome aufgelöste tüchtige Material zu einem großen, imposanten Ganzen zu vereinigen, fehlt eben der geniale Meister." Möge sich dieser bald finden!

V.

Sine ira et studio. Getreu diesem Leitspruch haben wir uns bemüht, die Kunstverhältnisse Reichenbergs darzulegen. Betrübt zwar und mit blutendem Herzen, aber gewiss ohne zornige Aufwallung, ohne Leidenschaft und vor allem ohne Parteigehässigkeit haben wir die fürchterliche Öde, die graue Trostlosigkeit, die bei uns in Sachen der Kunst herrscht, constatiert. Wo eine gute Seite zu finden war, suchten wir sie eifrig hervorzuheben, wo sich ein matter Glanz zeigte, trachteten wir eine freundliche Lichtwirkung zu erzielen, und dennoch müssen wir, wenn wir aufrichtig gegen uns selbst sind, eingestehen, dass in der Baukunst nur Weniges, und das erst seit jüngster Zeit geleistet wird, in der Plastik nichts, nichts in der Malerei, und genau genommen in der Musik auch nicht viel. Kein mächtiger Zug, der zur Kunst hinführt, geht durch die Gemüther; wo Kunstliebe sich offenbart, erscheint sie als kümmerliche Pflanze, die schwindet, schwinden muss, weil ihr Licht und Luft, Pflege und Gunst, kurz alles abgeht. Die Kunst ist ein Baum, der Nahrung aus dem Volksleben braucht.

Natürlich drängt sich uns die Frage auf, was diese unseligen Zustände herbeigeführt hat. Gleichen die Reichenberger jenen Bewohnern der Alpenländer, für die außer ihrem Bierkrug, außer ihrer Knödelschüssel auf der ganzen weiten Welt nichts mehr vorhanden ist? Durch eine Bejahung dieser Frage würden wir unsere Mitbürger keineswegs in Verlegenheit bringen; brauchen sie doch bloß auf unsere politischen Verhältnisse hinzuweisen, um darzuthun, dass für die Reichenberger, mögen sie nun liberal oder national sein, nicht die Magenfrage als das einzig Interessante in Betracht kommt. Ist Reichenberg arm, muss es scharren und darben, um Brot kaufen zu können? Nun wohl, die Gemeinde als solche leidet allerdings an Geldmangel, aber dem einzelnen Bürger würden es die Verhältnisse gewiss erlauben, etwas für die Pflege der Kunst zu thun. Eine Entschuldigung zwar wäre für unsere Gleichgiltigkeit und

Unthätigkeit anzuführen; man könnte darauf hinweisen, dass wir, ringsum von mächtigen Gebirgszügen umgeben, allzulange von dem geistigen Leben unseres Volkes beinahe abgeschlossen blieben. Allein auch diesem Einwurfe müssten wir entgegnen, dass uns nun doch schon seit dreißig Jahren Schienenstränge mit dem Süden und Norden verbinden, so dass wir reichlich Gelegenheit hatten, das Versäumte einzuholen. Geschah dies? Gewiss nicht, und gerade diese Unterlassungssünde fordert den schärfsten Tadel heraus. Noch könnte man mit einiger Berechtigung bemerken, dass die Bodenverhältnisse unserer Stadt ungünstig auf die Entwicklung der Architectur eingewirkt hätten. Wir wollen es zugeben, obwohl doch gerade die Architectur jene Kunst ist, in der wir wenigstens schwache Lebenszeichen von uns geben. Und diese Einwendung unserer Theilnahmslosigkeit den übrigen Kunstzweigen gegenüber ins Treffen zu führen, wäre haltlos. War doch auch die ewig strahlende Roma ähnlich auf sieben steilen Hügeln gelagert, und die örtlichen Verhältnisse Weimars waren nicht größer als die unsrigen. Können wir auch kein Rom oder Weimar werden, folgt doch daraus nicht, dass wir überhaupt nichts sein müssen. Und vollends Athen! Sagt doch Viardot: „Wie konnte Attika, ein Land, das schmal, felsig, beinahe unfruchtbar war, das weder Fruchtfelder noch Wälder, nicht Hanf, nicht Wolle besaß, das Kleidung und Nahrung, Geräthe, Pferde und Sclaven von außen bezog, wie konnte es Landheere und Flotten errichten, die Inseln des Archipels unterjochen, entfernte Colonien gründen, die Horden eines Perserkönigs besiegen, Alexander Trotz bieten, Rom Widerstand leisten? Nur dadurch, dass es in Ermangelung des Ackerbaues die hohe Industrie hatte, und diese verdankt es seiner Überlegenheit in der Kunst." So wären denn auch unsere Straßen, die so lieblich hinauf hinunter, hinunter hinauf führen, kein Hindernis, der Kunst mehr Aufmerksamkeit zu gönnen. „Vielleicht fehlen die geeigneten Führer; denn wie jede Bewegung, muss auch die Entfaltung der Kunstpflege gelenkt werden." Nein, auch hieran liegt es nicht; denn es waren wohl immer Männer genug vorhanden, die eine tiefgehende, allgemeine Bildung mit lauterem und reinem Wollen vereinigten. Der Feind steckt anderswo, er heißt — Indolenz. Ja, eine unglaubliche Gleichgiltigkeit, eine beispiellose Nachlässigkeit in Kunstsachen, das sind die Gegner, deren Überwindung eine Besserung herbeiführen könnte. Hoffen wir!

VI.

Es wäre nun die Möglichkeit vorhanden, dass der fast absolute Mangel eines künstlerischen Lebens und Schaffens durch einen desto lebhafteren Sinn für die Erzeugnisse der Literatur ausgeglichen würde. Aber die gleiche Indolenz, diese Todfeindin alles lebendigen Fortschreitens, sei es auf welchem Gebiete immer, tritt uns im Vollbewusstsein ihrer Macht, wie überall, so auch hier entgegen, wenn wir das Verhalten der Allgemeinheit zur Literatur näher prüfen. Nehmen wir denn überhaupt eine Stellung zur Literatur ein? Dass sich Apollo und die Musen erbarmen! Wir haben überhaupt kein Verhältnis zur Literatur, weil für uns so gut wie keine vorhanden ist. Hier der Beweis!

Vor allem! Wo existiert bei uns ein Verein, der sich mit literarischen Fragen beschäftigte, der es sich zur Aufgabe stellte, die Vorgänge, welche im Reiche der Feder stattfinden, zu besprechen, ihre Kenntnis weiteren Kreisen zu übermitteln. Im „Vereine alter deutscher Studenten" ist zuweilen ein Vortrag über literarische Themen angekündigt: wer hört ihn? Professoren, Doctoren, Beamte, kurz, Persönlichkeiten, denen die Literatur doch nicht ganz so fremd ist, wie den breiten Massen, die fragend vor dem Thore stehen: „Realismus, Naturalismus, was mag das sein, das ist uns neu?" Dankenswerte Mühe gibt sich wohl auch der „Industrielle Bildungsverein"; doch ist sein sonstiges Wirken gewiss nicht im Sinne einer Förderung der Literatur aufzufassen, selbst dann nicht, wenn mitunter eine Zlatorog-Recitation unterläuft. In früheren Jahren zog hie und da der „Kaufmännische Verein" Vortragskräfte zu uns, und wir verdanken ihm Strakosch, Türschmann, Rosegger, Jordan u. a. m. Auch das ist in der letzten Zeit in der bedauerlichsten Weise zurückgegangen und auf eigene Gefahr aufzutreten, wäre ein Unternehmen, das kein Vortragsmeister riskieren wird, weil eben Reichenberg, ganz im Gegensatze zu seinen deutschen Nachbarstädten, wegen seiner Gleichgiltigkeit in solchen Dingen nicht im besten Rufe steht.

Es ist daher nicht zu verwundern, wenn das Verhältnis zwischen Literatur und Publicum das denkbar ungünstigste ist. Einen großen Meister, einen Schriftsteller von größerer Bedeutung suchen wir vergebens in unserer Mitte. Allein auch die wenigen Talente, die wir aufzuweisen haben, müssen in der Stickluft des täglichen Einerleis verflachen und zugrunde gehen. Wer würde es wagen, in Gesellschaft statt über Dienstmädchen, Hochzeiten, Taufen und Sir Rogger-Figuren einmal über Ibsen und Zola zu sprechen? Er würde als Bücherwurm verspottet, im besten Falle als Phantast verlacht werden.

Ja, es ist eine traurige Wahrheit, dass wir von der großen revolutionären Strömung, welche die Literaturen aller Culturvölker durchbraust, bis heute fast ganz unberührt geblieben sind. Nur unter solchen Umständen ist es möglich, dass eine Dame, in deren Augen es Verbrechen wäre, das Messer zum Munde zu führen, ein Jahr nach dem Erscheinen der „Kreutzersonate" ganz naiv sagte, dass sie von dem Componisten Tolstoi noch gar nichts gehört habe. Während das mächtige Vordringen der Franzosen, Russen und Norweger alle Welt in Athem hält, fängt man bei uns langsam an, sich für Scheffel und Baumbach zu begeistern. Es ist sehr lehrreich, einem Bibliotheksabende des „Kaufmännischen Vereines" beizuwohnen; man staunt, was da alles geholt wird: Ebers, Daudet, Wolff, Ohnet, Spielhagen, Hackländer, Dumas, Heimburg, Eschstruth, Sacher-Masoch, — Gutes und Schlechtes durcheinander, ganz ohne Wahl! Man fühlte es förmlich eisig über den Rücken rieseln, als eine Dame kühn „Raskolnikoff" verlangte. Hätte diese Schrift Aussicht auf Unsterblichkeit, so würden wir keinen Augenblick zögern, die Dame zu nennen. Besser ungenannt bleiben jene zwei Backfischchen, von denen der eine mit köstlich gespielter Naivetät „etwas Schönes" von Paul de Kock, das andere „etwas Interessantes von Zola, vielleicht Nana" verlangte. Wenn der Satz: „Sage mir, was Du liest, u. s. w." wahr ist, könnte der Bücherwart dieses Vereines ganz eigenthümliche Charakterschilderungen geben. Er könnte sie auch zu Hunderten aufzählen, jene gebildeten Leute, die überhaupt niemals ein Buch in die Hand nehmen, für welche die Zeitung, und vielleicht nicht einmal diese, das ganze Um und Auf ihrer Lesethätigkeit bildet. Und doch brauchen wir wohl nicht erst auszuführen, welchen Segen ein gutes Buch zu stiften vermag. Nur eine Thatsache möchten wir erwähnen, um bei etwaigen verheirateten — selbstverständlich schönen — Leserinnen für uns Stimmung zu machen: Ein gutes Buch ist zu jeder Zeit ein festes Bollwerk gegen die Wirts-

hausmanie gewesen, ein viel besseres Mittel als es selbst die grimmigste hausschlüsselhütende Schwiegermutter abzugeben vermag.

Und die wenigen, die da wirklich lesen? Ach ja, sie sind alle ehrenwerte Leute, die Verehrer der „Gänseliesel" und der „Goldelse". Fragt nur bei Fritsche und Jannasch, wie es um uns steht! Wie viele Familien wären zu nennen, in deren Bücherschrank Schiller und Goethe fehlen, Shakespeare durch seine Abwesenheit glänzt, während die „Gesammelten" Casanovas und Marlitts betrübende Kunde ablegen, daſs nackte Wollust nicht minder Abnehmer findet, als die versteckte, altjüngferliche Sinnlichkeit. Und vollends die unterschiedlichen, gebundenen „Familienblätter"! Für uns schreibt Detlev von Liliencron umsonst, der in einem gedankenreichen Gedichte „Der Haidegänger" dem Staatsanwalt zuruft:

„. . . . Dagegen laſst sämmtliche Kerle brummen,
„Die das Volk verseuchen, das Volk verdummen.
„Mit dem Colportage-Roman, dem Bilderjournal,
„Da stiftet ein fröhliches Bluttribunal.
„Zerstreut, zersprenget den Teufelsbund,
„Vernichtet auf einmal den ganzen Schund!"

Wir haben oben einen Bibliotheksabend des „Kaufmännischen Vereines" erwähnt; in der That vermag nichts unsere Nullität in Sachen der Literatur besser zu kennzeichnen, als unser Bibliothekswesen. Wir haben keine Gemäldesammlung — gut; Gemälde sind theuer. Wir besitzen keine Sculpturen — gut; auch sie sind nicht billig; wir haben kein Gewandhaus wie Leipzig, keinen Musiksaal, keine Stadtcapelle, keinen organisierten Musikunterricht — auch gut, obgleich viel, viel weniger gut. Wir kennen aber auch keine städtische Bibliothek. Was für eine Bücherei könnten wir wohl besitzen, wenn wir seit 10 Jahren 4 bis 5000 Gulden jährlich, mögen sie aus dieser oder jener Quelle fließen, der Anschaffung von Büchern gewidmet hätten! Wieviel Segen hätten sie schon gezeitigt, nicht nur für den Gelehrten und Fachmann, sondern auch für den Laien und Lernbegierigen jeder Art, nicht nur Segen in geistiger Hinsicht, sondern auch Nutzen an barem Gelde, das naturgemäß überall dem Mittelpunkte zufließt, der das Bedürfnis von Tausenden in der Runde als nächstliegender Nahrungsquell befriedigt. Was wäre München ohne die reichen geistigen Schätze, die es dem Zuwandernden bietet! Auch wir müssen, wenn wir die Vaterstadt wahrhaft lieben, unermüdlich sein in der Schaffung und Auffindung neuer Anziehungspunkte,

welche dem theuern Gemeinwesen den ersten Rang in ganz Nordböhmen für alle Zeiten sichern. Wir dürfen nicht blind sein gegen die Gefahren, welche der Zukunft unserer Stadt drohen. Unsere Industrie scheint auf einem Höhepunkte angekommen zu sein, den zu überschreiten ein gewichtiger Factor, die Wasserarmut der Neiße, verbietet. Sie kann uns nicht mehr größer machen, wohl aber ist eine einzige geschäftliche Krisis imstande, unserer materiellen Wohlfahrt einen tödtlichen Stoß zu versetzen. Auch der Handel, den wir gewiss nicht unterschätzen, wird ewig und ewig — auch wenn wir einst Bahnanschlüsse nach allen Richtungen erreichen sollten — an der abseits gelegenen Nebenstraße nur einen zweiten Rang behaupten können, und wird sich von jenem der vielbegünstigten Elbestädte bald überflügeln lassen. So bliebe denn nur die schöne Natur — ein noch viel zu wenig ausgenützter Vorzug — und die Centralisierung aller geistigen Interessen als einzige Bürgschaften für ein weiteres Emporblühen Reichenbergs. Zu den zahlreichen Schulen, welchen sich das Museum anreiht, muss noch eine städtische Bibliothek als Mittelpunkt für das geistige Streben in der Runde treten.

Reichenberg verhält sich, so behaupten wir, der Literatur gegenüber passiv. Wollen wir den Ursachen dieser unleidlichen Zustände auf den Leib gehen, brauchen wir fürwahr nicht weit zu suchen. Auch hier fehlt uns jegliche Anregung und dies gerade von seiten des berufensten Factors, von seiten der Zeitung. Wir besitzen, ohne die speciellen Fachinteressen dienenden Journale zu zählen, zwei täglich erscheinende Blätter. Beide nehmen für sich den Ruhm in Anspruch, als erste Blätter Nordböhmens zu gelten, und was thun sie? Fünf Spalten täglich nimmt die Hexe Politik in Anspruch, eine Dame, die bekanntlich den Charakter verdirbt; fünf weitere Spalten füllt die endlose Reihe der Nachrichten aus Stadt und Land, Berichte über Ernennungen, die Jubelfeier eines Veteranenvereines, die Ehrung eines Dienstmädchens, dass es vierzig Jahre bei derselben Hausfrau aushielt, den Verlust eines Armbandes, die von vierzehn Mitgliedern besuchte Vollversammlung des Geselligkeitsvereines „Fröhlichkeit“ u. s. w. u. s. w., dann folgt Nationalöconomie und Landwirtschaft, lauter sehr nützliche Dinge, aber immerhin nur für die Minderzahl der Leser von Interesse, Handel, Industrie, die unvermeidliche Börse, dazwischen ein alt-ehrwürdiger Witz, Berliner und Wiener Gerichtssaalpoesie eines Naucke oder der Frau Sopherl, zum Schlusse Telegramme und Inserate. Das soll die Speise sein für Kopf und Herz, der Trank für Verstand und Gemüth! Der Winter bringt zwar die Theaterreferate,

doch wird niemand behaupten wollen, dass mehr als zehn von hundert Stücken etwas mit Kunst und Literatur zu thun haben. Und das Feuilleton?! Man sollte meinen, dass wenigstens unter dem Striche ein Plätzchen übrig wäre, in welchem von Zeit zu Zeit neue Erscheinungen der Literatur kritisch besprochen und bedeutungsvolle Vorgänge und Fortschritte von Wissenschaft und Kunst volksthümlich dargestellt würden. Statt dessen bringt es uns Kunde von einem deutschen Baron, von dem sein Liebchen am Spreestrande nichts wissen wollte. Er reist, um dort zu vergessen, nach Italien, wohin die Ärzte unterdessen auch die Comtesse wegen eines chronischen Katarrhs geschickt haben. Die Luftveränderung heilt natürlich Hals und Herz; was an der Spree unmöglich war, geschieht am Tiber; sie kriegen sich; denn kriegen müssen sie sich, weil sonst die Kaffeelaune verdorben würde.

So beschaffen ist die geistige Nahrung, welche dem Leserkreis mit wenigen Ausnahmen täglich vorgesetzt wird, wenn nicht irgend ein sensationelles Ereignis tagelang sämmtlichen Raum mit Beschlag belegt. Es scheint eine unheilvolle Wechselwirkung aus diesem Missstande hervorzugehen, ein wahrer circulus vitiosus. Die Zeitung bemüht sich nicht höher, weil das Publicum die Seichtigkeit vorzieht, und das Publicum ist nicht besser geschult, weil die Zeitung es verschmäht, ihm Schulung zutheil werden zu lassen. Und gerade weil der ungeheuere Aufschwung des Zeitungswesens, das hastig drängende Wesen des Zeitgeistes es mit sich gebracht haben, dass die Zeitung für ungezählte Millionen den einzigen Lesestoff abgibt, sollte sich die Journalistik ihrer verantwortlichen Stellung bewusst sein, und — bei uns wenigstens — nach dem Grundsatze handeln: „Für unsere Leser ist das Beste gerade gut genug.“ Was schuf denn den Ruf der „Neuen Freien Presse“? Ihre politische Ansicht gewiss nicht, denn sie wird selbst von Leuten gelesen, deren Anschauung von jener des genannten Blattes ebenso entfernt ist, wie Rabbi Bloch vom Antisemitismus. Die Politik ist vergänglich, aber Wissenschaft, Kunst und Literatur bleiben ewig bestehen, sie sind die edelsten Blüten, welche die Menschheit gezeitigt, und für sie zu streiten, ihren Wahrheiten ein Herold zu sein, sollte eine heilige Aufgabe jedes Redacteurs bilden. Noch ist es Zeit. Die Kosten eines gut redigierten „Literarischen Beiblattes“ sind wahrlich nicht unerschwinglich, die „Reichenberger Zeitung“ kann und muss sich sie leisten, ebenso gut die „Deutsche Volkszeitung“, die da die beste Gelegenheit hat, zu beweisen, dass ihre Agonie, von der die Gegner mit Vorliebe sprechen, noch lange nicht so weit vorgeschritten

ist, dass man an das Begräbnis denken könnte. Wollen es die Zeitungen nicht gutwillig thun, wohlan, dann ist es eine unabweisbare Pflicht der Abonnenten, ein entschiedenes „Hoc volo, sic jubeo“! zu sprechen. Man darf es sich nicht bieten lassen, dass man nichts von Büchern erfährt, die eine neue Geistes-Aera inaugurieren, man darf nicht wirklich der dumme Kerl sein, für den man gilt. Über kurz oder lang muss in dieser Richtung etwas geschehen. Man kann sich nicht gewaltsam gegen die Zukunft abschließen, selbst nicht durch den Bau einer chinesischen Mauer; denn durch ihre Fugen und Ritzen würde sich der erlösende Hauch der neuen Zeit einen Weg bahnen, und diese neue Zeit, sie weilt nicht mehr in unabsehbarer Ferne, nein, sie harrt vor dem Thore.

Gebt nur einmal wirklich den Ton an, ihr „tonangebenden Blätter“, und Früchte werdet ihr schauen, reicher als ihr vermuthet, reicher als ihr gehofft. Ein Verein der Kunstfreunde, der Literaturfreunde wird erstehen, der in volksthümlichen Vorträgen dafür sorgt, dass Kunst und Literatur in den weitesten Kreisen Beachtung finde. Was sich in der Politik grimmig befehdet, unter dem Zeichen der Kunst wird es sich einen und gewiss nicht zum Nachtheil der politischen Gegnerschaft. Noch ist es Zeit!

VII.

Es hätte sich schon auf früheren Seiten dieser Schrift passende Gelegenheit geboten, des Theaters zu gedenken und zu fragen, ob denn dasselbe durch seinen mächtigen Einfluss unsere verstockten Säfte nicht zu einem rascheren Kreislaufe vermögen könne. Wenn wir diesem Punkte ein eigenes Capitel widmen, so geschieht dies, weil es die Bedeutung, die Wichtigkeit des Theaters erfordert, und weil wir auch hier mit grausamer Hand Illusionen zerstören müssen, derer man sich umso schwerer entschlägt, je mehr man glaubt, was man wünscht und hofft.

„Wer unwidersprechlich beweisen kann, dass die Schaubühne Menschen- und Volksbildung bewirkte, hat ihren Rang neben den ersten Anstalten des Staates entschieden.“ Unzählige Male schon wurde dieser Beweis erbracht, und wahrlich, es wird keiner wagen, die hohe Stellung der Schaubühne anzuzweifeln; theoretisch stimmen sie ja alle überein, alle geben Lessing Recht, der da sagt: „Das Theater ist die Schule der moralischen Welt.“ In der Praxis freilich ist es etwas anderes. Da betrachtet es der eine als Belustigungsort, der andere als Zerstreuungsmittel, ein Dritter und Vierter sieht in ihm die Kupplerin, sich mit der holden Weiblichkeit in bequeme Verbindung zu setzen u. s. w., eine recht unerfreuliche Reihe von Ansichten. Wohl ist das Theater zum Theil selbst schuld an der Meinung, die man von ihm besitzt. Wo ehedem die ernste Kunst ein Spiegelbild des Lebens bot, da ergötzt jetzt Momus den lauten Markt, und präsentiert sich in widerlicher Weise unter der Firma „Rosen, Schönthan, Moser u. Comp.“ Auf den Brettern, deren Bestimmung es ist, die Werke großer Musiker der Menge zuzuführen, auf denselben Brettern, welchen die ehrenvolle Rolle eines Mittlers zwischen schenkendem Genie und freudig empfangender Menge zugewiesen ist, steht die Operette, „dieser Bastard einer Pariser Cocotte und eines Wiener Börsenjobbers“ in üppiger Blüte, und es ist nicht schwer, die unerfreulichen musikalischen Zustände, die in unserer Vaterstadt herrschen, zum größten Theil auf

die verflachende und verseichtende Operette zurückzuführen. Wir sind dabei der Operette durchaus nicht principiell abhold, aber wir huldigen dem Grundsatze, dass nur gute Stücke und also auch nur gute Operetten — heute eine sehr seltene Gattung — aufgeführt werden sollen.

Neben dem Repertoire, welches uns sehr oft zwingt, das Theater seinem Werte nach viel eher einem Tingeltangel, denn einer Schule gleichzusetzen, ist auch die ökonomische Gebahrung schuld an seinem Untergange. „Dem künstlerischen Bankerotte unserer Privatbühnen folgt der wirtschaftliche auf dem Fuße nach" und leider haben wir es nicht nöthig, Wiens Verhältnisse zu citieren, um diesen Ausspruch Müller-Guttenbrunns zu beweisen. Es wird nicht nur vom Publicum, sondern auch von der Kritik viel zu viel Gewicht auf die Ausstattung gelegt und der Recensent vergisst nur allzuoft, dass die Toilettenpracht zumeist berufen ist, als künstlicher Firnis die schauspielerische Unzulänglichkeit zu decken. Ja, unsere Damen vom Theater geizen nach jedem Worte des Lobes, und können sie es nicht durch die eigene Kunst erlangen, versuchen sie es durch die Kunst der Schneiderin. Es ist nicht anzunehmen und wohl auch nicht wünschenswert, dass die Reformbühne Herrigs in ihrer ganzen puritanischen Nüchternheit Eingang finde. Allein kann denn die Ausstattung nicht stilgerecht sein, ohne zu prunken, kann sie nicht den Anforderungen eines berechtigten Realismus genügen, ohne deshalb Maß und Mittel zu überschreiten? Man bot uns beispielsweise in der „wilden Jagd", wie in anderen modernen Werken Musterleistungen der Regiekunst, dafür bekommen wir im Salon des Herrn Commercienrathes stets einen Schreibtisch zu sehen, dessen Rückseite nicht angestrichen ist. Es gilt eben hier, wie überall das richtige Maß einzuhalten. Im Schauspiel wird bei uns viel zu wenig auf das Hören und Erfassen, viel zu sehr auf das Schauen geachtet, und es wäre endlich Zeit, einem gewiegten Theaterpracticus wie Laube zu glauben: „Die Aufmerksamkeit des Publikums geflissentlich auf die Ausstattung zu lenken, heißt die Innerlichkeit der Dichtung gefährden. Die Ausstattung knapp, die Ausführung reich." Und Laube muss es wohl wissen.

An allen diesen Übeln, die der Krebsschaden unseres Theaterwesens sind, leidet auch der Reichenberger Musentempel, nur kommt hier eine noch weit gefährlichere Erscheinung hinzu: er krankt an seinem Publikum. Wie groß war doch die Begeisterung, als man im Jahre 1883 endlich das Theater hatte! Welches Entzücken, welche Schwärmerei! Noch sind keine zehn Jahre seit jenem festlichen Tage verstrichen, und vor uns liegt

ein inhaltsschwerer Brief des Theater-Aufsichtsrathes: „An die Bewohner Reichenbergs.“ Welch eine Wandlung! Unser Publikum kann sich nicht damit entschuldigen, dass es für sein theures Geld schlechte Leistungen erhält und daher vorzieht, gutes Bier zu trinken; das Streben der letzten Directionsführung muss dankend und lobend anerkannt werden, wird auch gewiss von jedem anerkannt. „Es wird anerkannt, und dennoch leere Häuser? Welch eine Inconsequenz, welch ein Widerspruch zwischen Theorie und Praxis!“ Jawohl, man lobt die Direction, geht aber nicht ins Theater. Es müssen also Gründe vorhanden sein, welche außerhalb der Machtsphäre der Direction ihre unheilvolle Wirkung ausüben. Versuchen wir es, sie des weiteren zu untersuchen, vielleicht finden wir dann, dass auch sie bei einigem guten Willen aus der Welt geschafft werden können.

Unser Theater ist zweifelsohne ein Theater für Reiche, ein Luxustheater, wie sie Hanns Herrig nennt. Einen Gulden und mehr für einen Sitz im Parquet zu zahlen, kann sich nur der leisten, der da weiß, dass er am nächsten Ersten seine fälligen Coupons abschneiden kann. Einen Logenplatz vollends kann sich regelmäßig nur der gönnen, der sich vor dem Ersten förmlich fürchtet, weil er der Coupons so viele hat, dass er vom Abschneiden grausam müde wird. Die Folgen dieser unleugbaren Thatsache sind klar. Man sieht auf den bessern Plätzen, in den Logen und im Parquet, ewig dasselbe Publikum; man könnte sie der Reihe nach herzählen, die erbgesessenen Parquetbesucher, die es recht angenehm finden, so ganz unter sich zu sein, die sich im Theater so gemüthlich fühlen wie bei einem Familienthee. Angenehm mag es für die Betreffenden wohl sein, vortheilhaft ist es weder für die Kunst, noch für die Theatercassa. Eine ziemliche Zahl von Stücken kehrt Jahr für Jahr wieder, und man könnte sich eine Saison ohne „Stiftungsfest“, „Goldfische“, „Durch die Intendanz“ u. a. m. gar nicht denken. Gibt man aber die „Räuber“, so bleibt das ständige Publikum natürlich aus, oder es schickt uns seine bildungsuchenden Töchter. Im Parquet herrscht dann Öde, in den Logen gähnende Leere. Es zeigt sich dies bei Reprisen jeder Art, insbesondere aber bei classischen Werken, auch wenn diese vielleicht seit Jahren nicht mehr aufgeführt waren. Wozu soll man sich Shakespeare und Goethe in Reichenberg nochmals ansehen, da man sie ja in der „Burg“, in Berlin und Dresden genug bewundert hat, da man sie ja beinahe auswendig kennt — wie man wenigstens behauptet. Daher das leere Parquet, die leeren Logen. Im Stehparterre aber und hoch im Olymp hat die studierende Jugend ihr Quartier aufgeschlagen, und

mancher von denen, die sich durch das bittere Brot des Stundengebens ernähren, opfert begeistert die schwer erworbenen dreißig Kreuzer, um sich „seinen" Faust zum zehnten Male anzuhören. Neben ihm steht der unbemittelte Handwerker, der seiner Familie ein Fest bereiten will, und weil gerade „Die Räuber" das erste Stück waren, das er in seiner Jugend sah, führt er jetzt seine Buben auch in das prächtige Haus, in dessen Räumen ihn eine wahre Kirchenluft umweht. Und was er damals, vor langer Zeit erlebt, er durchlebt es noch einmal an seinem Kinde. Auch dessen Augen blitzen, wenn Karl Moor gegen die Ungerechtigkeit donnert, auch dessen Hände ballen sich, wenn Franz auftritt. Ja, in den obern Räumen, da herrscht Begeisterung und wohlthuende Wärme, von der die Cassa freilich nichts verspürt.

„Ja, wo ist denn das, was man Intelligenz nennt, Professoren, Lehrer, Beamte, wo sitzen denn die?" Die Frage ist gewiss nicht unberechtigt. Nun, unsere Intelligenz geht überhaupt nicht in das Schauspielhaus. Ihre sociale Stellung zwingt sie zum Besuche des Parquets; nun ist aber ein Professor kein Hofrath, ein Landesgerichtsrath noch keine Excellenz. Ein Gulden gibt sich leichter aus als er erworben wird, und bevor man sich entschließt, eine gesellschaftliche Repräsentation auszuüben, zu welcher der Beruf nötigt, ohne Mittel herzugeben, verzichtet man lieber ganz auf das kostspielige Theater.

Hier vor allem ist der Hebel einer vernünftigen Reform anzusetzen, um bessere Zustände herbeiführen. Die classischen Vorstellungen, Volksstücke, oft gehörte, schon alt gewordene Lustspiele und Opern sollen nicht dasselbe sündhafte Geld kosten, wie die des Besuches sicheren Sensationsstücke des Tages, Novitäten aus Berlin und Paris. Es wird dann so gehen wie mit dem Zonentarif: die Casse füllt sich mit kleinerem Gelde, aber sie füllt sich, und ein sicheres, plebejisches Plus aus kleiner Münze gebildet, ist doch wohl angenehmer als ein nobles Deficit von so und so vielen Banknoten! Auch würden sich die Classiker kaum im Grabe umdrehen, würde ihnen von dieser „Degradation" Kunde, denn auch ihnen ist mehr Ehre gethan, wenn sie öfters, und vor gefülltem Hause gefeiert werden, als schandenhalber je einmal in sechs Wochen, und auch dann nur in beleidigender Verödung. Die Stadttheater in Deutschland haben sich schon längst an diese Einrichtung gewöhnt und befinden sich wohl dabei. Auch die ausübenden Künstler ziehen aus diesem Gebrauche nicht geringen Vortheil. Sie werden oft vor eine ihrer würdige und ruhmverheißende Aufgabe gestellt, während sie bei uns in der schalen Alltagsmisère

von flotten Lebemännern, albernen Liebhabern und komischen Onkeln ihre ganze Kraft und Leidenschaft vertändeln. Gestehen wir es ruhig ein: Die jetzige Bühneneinrichtung führt mit Sicherheit dahin, dass tüchtige Schiller- und Shakespeare-Darsteller überhaupt nicht mehr zu finden sein werden.

Verwohlfeilern wir also den Theaterbesuch! Entkleiden wir das Luxustheater seiner heuchlerischen Gewandung! Die Bühne soll wieder das werden, was zu sein ihre Bestimmung ist: ein Volkstheater, kein Amüsement für privilegierte Kasten. Es ist ja recht und billig, dass diejenigen, welche am besten sehen, auch theurer bezahlen sollen als die minder Anspruchsvollen, und ein Theater, wo alle gleich gut die Handlung verfolgen könnten, gibt es ebenso wenig wie die Quadratur des Zirkels. Allein soll deswegen der bessere Platz den Ärmeren ewig verschlossen bleiben? Soll denn die Bildung von Geist und Gemüth ewig denjenigen versagt bleiben, welche am meisten nach ihr lechzen? Man wendet ein, dass für das Volk genug geschehe, wenn man ihm die Nachmittagsvorstellungen einräumt. Es bleibt dem Belieben des Einzelnen anheimgestellt, ob er dieses „Gewähren" eines wohlbegründeten Rechtes für genügend erachtet, jedenfalls ist der Grundsatz, den man hiebei befolgt, ein höchst verwerflicher. „Für das Volk ist das Schlechteste gerade gut genug", so sagt man und erquickt das Volk mit durchgefallenen Possen und abgelehnten Operetten. Freilich, man muss ja auf die Kosten kommen.

Man täuscht sich gewiss nicht in der Annahme, dass auch für das Theater bessere Zeiten kommen werden. Sobald sich die Hitze in der Auffassung nationaler Streitigkeiten gelegt haben wird, und die Volksvertretung Gelegenheit finden wird, auch andere Fragen zu erörtern, wird man sich gewiss daran erinnern, dass das Theater eine Schule ist, die nicht dem Belieben privater Handelsthätigkeit überlassen werden darf. Das Theater wird dereinst — wie es in Athen war — unter die Fittige der Staatsgewalt zurückkehren, und wir können uns mit diesem Gedanken vertraut machen, ohne für die freie Entwicklung unseres Theaters zu fürchten. Allerdings liegt diese Zukunft noch in weiter Ferne, und allzuviel Schaden könnte geschehen sein, bevor eine solche Hilfe von oben kommt. Thun wir daher jetzt, soviel wir thun können, und um dieser Pflicht zu genügen, sei wenigstens in akademischer Weise ein Verfahren erörtert, das bei uns noch nie bestand, in anderen Städten aber, z. B. in Töplitz, in Brünn, praktische Durchführung gefunden hat. Wir stellen die Frage: „Könnte nicht die Stadt die Aufgabe lösen, die über kurz oder lang vom Staate in Angriff genommen werden muss?"

Es ist dies nach Ansicht hervorragender Männer die einzige Art, die Kunst in Zukunft auch in Provinzialstädten pflegen zu können. Verhehlen wir uns nicht, dass die bedauerlichen Erscheinungen, das Sinken des Geschmackes und die Theilnahmslosigkeit des Publicums, nicht vorübergehend, sondern dauernd, wachsend sind, und dass die periodische Überlassung der Bühne an Privatdirectionen gleichbedeutend ist mit einem alljährlichen Experimente, das mindestens für einen der betheiligten drei Factoren, Stadt, Publicum, Direction, schädliche Wirkungen haben wird, wenn nicht für zwei oder alle drei zusammen. Es gibt wohl noch Directionen, welche mit einer gewissen Rücksichtnahme auf künstlerische Tendenzen ihre Stellung antreten und beachtenswerte Absichten an den Tag legen; doch nach einem Jahre harten Strebens mahnt sie die rauhe Notwendigkeit daran, dass sie ihre Rechnung ohne den Wirt gemacht haben, und sie stürzen sich Hals über Kopf in den Strudel der buntesten Tagesdramatik und der principlosen Theaterwirtschaft. Auf der andern Seite gibt es vielleicht noch mehr Directoren, welchen überhaupt die Grundlage jeder soliden Bildung fehlt, und die nur durch eine gewisse äußerliche Routine diesen Mangel zu decken wissen. Bei so handwerksmäßiger Leistung muss die ganze Anstalt in einen Schlendrian verfallen, für welchen es zuletzt ganz gleichgiltig ist, was für ein Vorspann den Thespiskarren von der Stelle bringt. Daher ist es kein Wunder, dass überall und auch bei uns die Directionen einander so schnell ablösen. Wie kann dies der Ausbildung eines festen Geschmackes, der Gewinnung eines sichern Stammes von Spielern und Stücken förderlich sein? Ist nicht auch bei uns innerhalb einer und derselben Directionsdauer, ganz ohne Not, die gefährliche Übung des Experimentierens von Winter zu Winter in Blüte? Da unsere Bühne noch immer mit keinem gleichwertigen Sommertheater Hand in Hand geht, da ferner die Directoren selbst gewöhnlich die Ansicht vertreten, dass stete Abwechslung notwendig sei, so ist es trotz aller Wünsche des Publicums ganz ausgeschlossen, dass gewisse bewährte Kräfte von einer Saison in die andere hinübergenommen werden. Dadurch wird die Hälfte der neuen Spielzeit mit Versuchen verloren, welche trotz ihrer Kostspieligkeit für gewisse Fächer bis zum Schlusse keine Heilung bringen. Dadurch geht aber auch das mühsam errungene Repertoire der letzten Saison verloren, weil die Stücke als „abgespielt" betrachtet werden, und die Mühe einer ganz neuen Einstudierung sich nicht zu verlohnen scheint. So muss also aus diesem einen Übelstande noch der andere erwachsen, dass der Director im neuen

Jahre dasselbe Haschen nach zugkräftigen Novitäten von neuem beginnen muss. Wie also dann, wenn zufällig das neue Jahr ein unfruchtbares wäre?

Solcher Übelstände der Privatdirectionen ließen sich noch viele anführen, für uns waren die genannten die nächstliegenden. Es kann demzufolge nicht überraschen, wenn der Ruf nach einem Nationaltheater, in Österreich nach einem Staatstheater immer dringender wird, wenn die Anhänger dieser Parole sie wenigstens in der Form verwirklicht sehen möchten, dass die kunstliebenden Städte unter staatlicher Oberaufsicht den Cultus des Schönen und Guten zu einer der wichtigsten communalen Angelegenheiten machten. Würde die Verstadtlichung bei uns Thatsache, dann müsste man sich es allerdings gefallen lassen, dass die Körperschaft, welche dem technischen und artistischen Director des „Stadttheaters" zur Seite steht, nicht ausschließlich aus Mitgliedern des Collegiums recrutiert wird. Man kann ein vortrefflicher Stadtrath sein, eine Leuchte in communalen Fragen, zu deren Erfassen doch nur juridische Kenntnisse, finanzieller Scharfblick und ein gesunder Menschenverstand nötig sind, man kann aber nicht Mitglied einer Behörde sein, die eine weitgehende Ingerenz in Kunstsachen übt, ohne eine tüchtige Dosis Kunstverständis mitzubringen. Wir bemerken ausdrücklich, dass es uns ganz fern liegt, den Mitgliedern unseres Theateraufsichtsrathes irgendwie nahe treten zu wollen, im Gegentheil, wir achten die Herren in ihrer Eigenschaft als Vertreter der Bevölkerung Reichenbergs gewiss, wenn wir auch nicht jedem von ihnen die Bewilligung zur Ausübung des Kunstrichteramtes ertheilen möchten. In einem Theateraufsichtsrathe wäre wohl vor allem Platz für die Berufskritiker zu schaffen. In ihren Händen liegt ja die Aufgabe, durch Belehrung und Anregung, durch Lob und Tadel das künstlerische Ansehen Reichenbergs zu schützen, ihnen vor allem wäre also die nötige Macht einzuräumen. Die ökonomischen Rücksichten, die Interessen des Stadtrathes wären durch die Entsendung zweier Mitglieder des Collegiums zu wahren, und wenn wir uns den Aufsichtsrath als zehngliedrige Körperschaft denken, so könnten die restlichen vier Mandate durch freie Volkswahl an Männer verliehen werden, die, sei es durch ihr öffentliches Wirken, sei es durch ihre Stellung, die Gewähr mitbringen, dass sie neben einer vollständigen Hingabe an die Sache auch das unumgänglich notwendige Verständnis, die nötige Vorbildung besitzen. Den Vorsitz eines solchen Aufsichtsrathes müsste der Bürgermeister selbst führen; denn wenn irgend eine Angelegenheit würdig ist, unter directer Obsorge des Stadtoberhauptes zu stehen, so ist es die Kunst.

Man wird uns vielleicht Recht geben, vielleicht auch nicht, jedenfalls aber wird man sagen: „Und die Mittel? Unser Budget verträgt keine Mehrbelastung von zehntausend Gulden." Aus der Übernahme des Theaters in Stadtregie würde kaum eine Belastung des Budgets erwachsen. Wir hegen eine so gute Meinung von unsern Mitbürgern, dass uns die Annahme nicht allzu gewagt erscheint, das Theater würde sich selbst erhalten. Überdies ließe es die Sparcassa an einer ausgiebigen Subvention ja gewiss nicht fehlen. Auch bliebe im schlimmsten Falle ein Appell an die Bevölkerung sicher nicht wirkungslos; denn man muss ein Kind erhalten, wenn man es in die Welt gesetzt hat, und hat man ein so prächtiges Haus erbaut, muss man dafür sorgen, dass es so prächtig — innerlich und äußerlich — bleibe. Ceterum censeo: Die Mittel müssen sich finden. Sagt doch Ludwig Pfau: „Wie, ihr habt Millionen, um das stehende Heer des Säbels zu erhalten, ... um das gehende Heer des Kreuzes zu ernähren, ... um das in den Kanzleien sitzende Heer der Feder zu besolden, ... und eure Denker, eure Dichter, eure Künstler belohnt ihr mit Not, Acht und Bann? Und eure Arbeiter, die Erhalter der Gesellschaft, lasst ihr in der Stickluft der Unwissenheit verkommen? Welch blödsinniges Raubsystem! Welch schamlose Gaukelei! Als ob es ein besseres Heer, eine stärkere Wehr, eine größere Macht gäbe als ein aufgeklärtes Volk!" Und wahrlich, nicht zum geringsten Theile verbreitet das Theater die Aufklärung, und es ist heilige Pflicht, hier einzugreifen.

VIII.

In die trostlose Dunkelheit unserer Kunstverhältnisse fielen nur wenige Lichtstrahlen, nur an wenigen Anzeichen ist zu erkennen, dass das Feuer der Kunstliebe nicht ganz erloschen ist in dem Toben eines wenig erbaulichen Bruderzwistes, dass unter der Asche der göttliche Funke fortglüht, der nur eines geringen Hauches bedarf, um wieder mächtig aufzulodern. Möge diese Schrift eine Anregung zu einer Anregung sein, möge sie den Männern, in deren Händen die Macht zur Besserung ruht, nahelegen, tüchtig einzugreifen, um der traurigen Wirklichkeit des realen Lebens ein mächtiges Gewicht entgegenzusetzen: in der Kunst. Ein Centrum, eine Metropole wie Reichenberg muss nach allen Richtungen vorangehen, nach allen Seiten hin leuchten. Wir begnügten uns bis jetzt immer, auf unsere nationale Strammheit hinzuweisen, obwohl wir vielleicht auch da mehr Worte als Thaten zu verzeichnen haben. Nun gilt es auch, durch mächtige Förderung der Kunst, durch eifrige Pflege der Literatur zu beweisen, dass Reichenberg des Namens „Hauptstadt Deutsch-Böhmens" würdig ist. Was Abraham a Santa Clara in schweren Tagen einst von dem Glücke Österreichs sagte: „Fortuna non est mortua, sed dormit," wahrlich, es gilt auch von dem Kunstsinn Reichenbergs: „Er ist nicht todt, er schläft nur." Wohlan, wecken wir ihn!

Druck von Gebrüder Stiepel in Reichenberg.